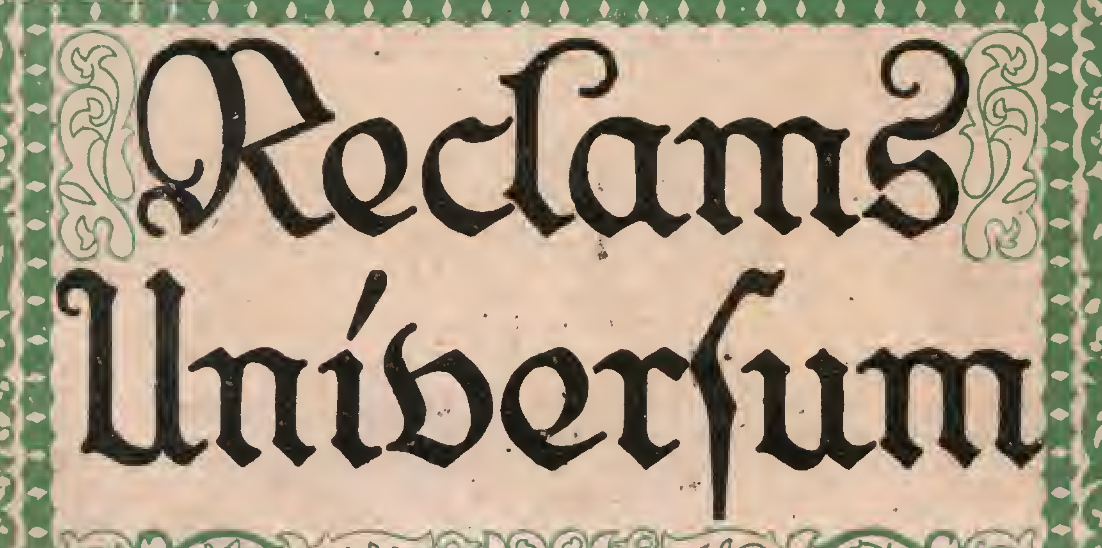
35. Jahrgang · 10. Oktober 1918 · Heft 2

Reclams Universum



Illustrierte Wochenschrift

Heftpreis 45 Pfennig · Vierteljährl. 5 Mk. und 20 Pf. Bestellgeld


Matheus Müller
Eltville
"Extra" 1915er Auslese

Reclams
Universum

35. Jahrgang **Heft 2** 10. Oktbr. 1918

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 45 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis beträgt für 13 Hefte z. Zt. 5 Mark und 20 Pfennig Buchhändler-Bestellgeld.



Hofphot. Ernst Hoenisch.

Dr. Adolf Wach



Dr. Adolf Wach.

Zu seinem 75. Geburtstag. Von Geh. Justizrat Prof. DDr. Wilh. Kahl, Berlin.

Der gefeierte Rechtslehrer der altberühmten Leipziger Juristenfakultät hat am 11. September sein 75. Lebensjahr vollendet. Dem Wunsche der Schriftleitung, ihm an dieser Stelle einen nachträglichen Geburtstagsgruß darzubringen, entspreche ich gern. Nicht bloß als alter Freund und Kollege, sondern zugleich in ernste Lage des Vaterlands als deutscher Mann. Denn Wach gehört nicht dem Juristenstande allein. Er ist ein wertvolles Besitztum des ganzen Volkes. Alle haben Anlaß, ihm zu danken und mit aufrichtigen Glück- und Segenswünschen an dem Höhenflug seiner Jahre teilzunehmen. Seine Leipziger Mitbürger kennen von mancherlei Gelegenheit und aus der Kriegszeit sein machtvoll flammendes Wort; ich gedenke nur des 1. August 1916. Er hat, als noch tiefer Friede war, einen vaterländischen Lehrsatz ausgesprochen, an den zu erinnern gerade jetzt die rechte Stunde, und den zu beherzigen gerade jetzt die heilige Pflicht des ganzen Volkes ist. In einer Festschrift zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Leipzig hat Wach seinem Bildnis die Unterschrift gegeben: „Wir Deutschen haben Nationalgefühl, aber kein Staatsgefühl; daher sind wir nach außen stark, nach innen schwach. Denn nur das Staatsgefühl verbürgt politische Bildung. Wir müssen ihn leben lernen, den Satz: Salus publica suprema lex esto.“ Ja, leben lernen den Satz, daß für jeden das Wohl der Allgemeinheit das oberste Lebensgesetz sein muß! Das ist die Forderung des Tages. Wie anders stünde es um unsere innere Front, wenn dieses oberste Lebensgesetz in allen so mächtig wäre, daß überall selbstlose Opferwilligkeit an Stelle frevelhaften Eigennutzes, Vaterlandsgeist an Stelle Parteieneigensinns, Unterordnungswille an Stelle von Nörgelei, Felsenglaube an unseren Staat an Stelle von Kleinglauben und Zaghaftigkeit im Schwange wären. Lassen wir uns heute die ernste Mahnung von dem ehrwürdigen Jubilar ins Herz geschrieben sein.

Wir Juristen verehren unseren Wach als vierfachen Meister. Auf den Gebieten des beiderlei Prozeßrechts, des Straf- und des Kirchenrechts. Hinwiederum aber hat er mit seinem reichen Wissen und Können auf diesen tiefgründigen und weitverzweigten Arbeitsfeldern nicht allein unsere juristische Wissenschaft und Kunst gefördert, sondern in überall erquickender Verbindung mit dem Leben unmittelbar seinem Volke gedient. Das ist der charakteristische Zug in Wachs juristischer Lebensarbeit. Er hat eine staunenswerte Fülle gelehrter Bücher und Schriften auf allen von ihm angebauten Wissensgebieten hervorgebracht. Aber in ihnen häuft sich kein totes Kapital. Alles strebt im letzten Ziele dem Leben zu und den tausendfältigen Bedürfnissen des Rechtsverkehrs. Die höchste Gabe des Gelehrten und der Beruf zum Gesetzgeber sind daher in seltener Weise in ihm vereinigt. Wenn ich heute diese Seite seines universellen Wesens besonders hervorhebe, so geschieht es, weil jeder weiß, daß unmittelbar nach dem Kriege viele und schwerste gesetzgeberische Aufgaben des deutschen Volkes harren. Erst jüngst hat in einer Reichstagsrede der Staatssekretär des Reichsjustizamts auf die unmittelbar dringenden Reformen des bürgerlichen Prozesses, des Strafverfahrens und des Strafrechts hingewiesen. Setzen diese ein, so werden alle, die mit der Sache zu tun haben, unzählige Male auf Wachs Ideen zurückgreifen müssen und aus ihnen fruchtbaren Gewinn ziehen. Der Zivilprozeß war gewissermaßen die Jugendliebe des Gelehrten. Schon mit einer Erstlingsarbeit aus dem italienischen Prozeß hat er bei seinem Eintritt ins akademische Lehramt vor nun genau fünfzig Jahren seinen wissenschaftlichen Weltruf begründet. Ihm folgten seit 1879



Wirkl. Geheimrat Professor Dr. Adolf Wach, der berühmte Leipziger Rechtsgelehrte, in seinem Heim. Phot. A. Ranft.



grundlegende Werke über das Ganze des deutschen Prozeßsystems, scharfsinnige Kritiken zur Theorie und Rechtsprechung, sein erwogene Reformvorschläge für die Zukunft. Der tiefblickende und vorausschauende Geist wurde dadurch in häufige und ernste Schriftkämpfe verwickelt. Aber das unbefangene Gesamturteil kann heute nur dahin gehen, daß die Erfahrung in entscheidenden Punkten ihm das bessere Recht zugesprochen hat. Er hatte den Prozeß nicht bloß in der Gelehrtenstube, sondern auch am Bilde des Lebens als „ältester deutscher Hilfsrichter“ studiert. Eine unmittelbarere Einwirkung auf den Gang der Rechtsentwicklung war ihm auf dem Gebiete des Strafprozesses vergönnt. Vom Februar 1903 bis April 1905 war er in die am Sitze der Reichsjustizverwaltung tagende Kommission zur Reform der Staatsgerichtsverfassung und des Strafgerichtsverfahrens berufen. Wie bekannt, ist dieses Reformwerk im Jahre 1910 am Mangel der Verständigung mit dem Reichstag über wenige Einzelfragen gescheitert. Gleichwohl ist die Arbeit jener Kommission unverloren, und jeder neue Entwurf muß darauf zurückgehen. Ihre in zwei Bänden veröffentlichten Protokolle nennen nicht Antragsteller und Redner.

Ein durch brennende Ballonteile versengter Fallschirm, mit dem der Beobachter nach Inbrandschießung seines Ballons glatt landete.

Aber der Sachkenner hört aus ihnen Wachs Stimme und verständigen Rat. Wer über seine Grundanschauungen sich unterrichten will, lese seine geistvolle Festschrift von 1914 über „Struktur des Strafprozesses“, die mit dem Satze beginnt: „Die Geschichte des Strafprozesses ist ein ergreifendes Dokument menschlichen Irrens im Suchen nach Wahrheit und Gerechtigkeit“, wiederum ein Zeugnis von der ihm unlöslichen Verbindung von Wissenschaft, Gesetzgebung und Leben. Überragender noch ist Wachs Leistung für das Strafrecht selbst. Dienst und Verdienst liegen hier nicht allein, ja nicht einmal zumeist, in wertvollen rechtsdogmatischen Arbeiten, wie über das schwierige Gebiet des Bankerutts und manches andere, als vielmehr darin, daß er an einem entscheidenden Wendepunkte der deutschen Strafrechtsentwicklung zu Anfang des neuen Jahrhunderts alsbald das klassische Augenmaß für das Notwendige und Erreichbare der Zukunft gefunden, in dem damals verhängnisvoll betriebenen Kleinstreit der Strafrechtsschulen mit unerbittlichem Gerechtigkeitssinn Wahrheit und Irrtum auseinandergelegt und so an seinem Teile das Beste dazu getan hat, das große Reformwerk von Anfang an in die



Das von den deutschen Truppen geräumte Sumpf- und Trichtergelände bei Passchendaele. An der mit dem Kreuz bezeichneten Stelle stand früher die Kirche von Passchendaele. Phot. A. Grohs.



Prinz Max von Baden

der neue Kanzler des Deutschen Reiches und Nachfolger des Grafen Georg v. Hertling. Er ist der Thronfolger Badens, da die Ehe des regierenden Großherzogs Friedrich II. kinderlos geblieben ist. Der Prinz, der die Leitung eines Mehrheitskabinetts mit stark demokratischem und sozialdemokratischem Einschlag übernimmt und ein Anhänger der Völkerverständigung ist, bekleidet seit 1907 das Amt des Präsidenten der Ersten Badischen Kammer und ist als solcher mehrfach mit höchst bemerkenswerten Reden hervorgetreten. Während des Krieges setzte er sich tatkräftig für die Verbesserung des Loses der Gefangenen ein. Er steht im 51. Lebensjahr und ist seit 1900 mit Prinzessin Maria von Cumberland, der ältesten Schwester des Herzogs Ernst August von Braunschweig, vermählt. Hofphot. Gebr. Hirsch.



Generalfeldmarschall v. Hindenburg im Gespräch mit seinem ersten Kompagniechef Major v. Seel vom 3. Garderegiment zu Fuß, das er kürzlich besichtigte. v. Hindenburg trat 1866 als Leutnant in dieses Regiment ein. Phot. Bild- und Filmamt.

richtige Höhenbahn zu lenken. In dem wissenschaftlichen Komitee deutscher Kriminalisten, das zu seiner Vorbereitung eine vergleichende Darstellung der Strafrechtssysteme aller damaligen Kulturstaaten der Welt in 16 Bänden zur Veröffentlichung brachte, war unbestritten Wach der geistige Führer. Los vom „schädlichen Formalismus", das ist dem „Sieg des Buchstabens über den Geist, des Wortes über den Zweck, der Formel und der Doktrin über den wahren Lebenswert", so ruft er in seiner Rektoratsrede von 1902 dem Gesetzgeber mahnend ins Gewissen, dabei doch zugleich der Schranken des Rechts sich bewußt und damit auf die tiefsten Heilquellen gegen das Verbrechen hinweisend: „Das wahre Gesunden und Erstarken des Volkskörpers aber vollzieht sich nur durch die Läuterung der Volksseele, durch die Ethisierung der Gesellschaft, die Selbsterziehung des Volkes, durch keinerlei gesetzliche Einrichtung." Auch die Strafrechtsreform hat der Krieg jäh unterbrochen. Ihre Wiederaufnahme wird eines der ersten gesetzgeberischen Friedenswerke sein. Möge der ideale und doch so kerngesund reale Geist, den der Meister ihren Anfängen einzuhauchen verstand, sie bis zum guten Ende begleiten. Dann wird sie ein Segen werden für das deutsche Volk. Gegenüber der in großem Stile geübten wissenschaftlichen und Lehrtätigkeit für Strafrecht und Prozeß trat das Kirchenrecht nach Wachs späterer Lebensführung zurück. Hier aber hat er sein warmes Interesse und reiches Wissen in anderer Richtung betätigt. Er hat es umgesetzt in treuen und wertvollen Dienst für seine Gemeinde und Landeskirche. Der unvergessene Geheime Rat D. Pank hat mir vor Jahren einmal ein anschauliches Bild davon entrollt, wie unermüdlich und erfolgreich Wach für Kirchenvorstand und Kirchenbauverein, für den Verband Evangelischer Kirchengemeinden und Gustav-Adolf-Verein, für Diakonissenhaus und Lutherstiftung wirkte. Viel Kampf, Mühe und Arbeit im stillen. Vor aller Öffentlichkeit aber liegt Wachs Tätigkeit als langjähriges Mitglied der Sächsischen Landessynode und ihrer Gesetzgebungsabordnung. Reich und wohlverdient daher, als ihm im Jubiläumsjahr die Leipziger theologische Fakultät die Würde eines Ehrendoktors der Theologie verlieh. Besonders gedenke ich noch seines verständnisvollen Interesses für die große Frage des Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen. Es ist mir eine schöne Erinnerung, in der leider nur kurzlebigen „Freien Konferenz" auch hier ein gemeinsames Interessengebiet mit ihm gepflegt zu haben. Schon während des Krieges oder bald danach wird dieses große Problem von neuem auf die öffentliche Tagesordnung kommen.

Gott sei Dank gilt es nicht, einen Nachruf zu schreiben, sondern Glück- und Segenswünsche für einen in aller Rüstigkeit unter uns Lebenden. Daher sage ich nichts weiter über den Gang seiner akademischen Lebensreise von Königsberg nach Leipzig, über seine glänzende Lehrtätigkeit an der Hochschule,



Ein Fluß wird von den deutschen Truppen in dem geräumten Gebiet an der Westfront zur Schaffung einer Ueberschwemmung in das Gelände geleitet. Phot. Bild- und Filmamt.

der er im Kreis Unsterblicher aller verlockenden Rufe ungeachtet durch mehr als vier Jahrzehnte die Treue bewahrte, über die vor aller Augen liegende Tätigkeit als Politiker und Gesetzgebungsreferent in der Ersten Kammer, so noch in der jüngsten Session über das Bergregalgesetz, nichts endlich über die zahllosen Ehren und Auszeichnungen, die Vertrauen der Kollegen oder Dankbarkeit der Könige auf ihn häuften. Weiß ich doch auch, daß Weites und Breites darüber seinem vornehmen Sinne nicht zusagen würde. Ich lenke vielmehr den Schluß auf das, was ihm selbst am meisten am Herzen liegt. „Mir ist es nicht leicht, alt zu werden," so schrieb er mir vor kurzem, „da ich mir immer noch einbilde, ich müßte etwas Ordentliches leisten, und wir uns in dieser Zeit, die keine Ruhe kennt und in der Not an Mann ist, der Beschaulichkeit nicht hingeben dürfen, während die Kräfte nachlassen." Sehnsucht und Lust nach Arbeit im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlands erfüllt den Fünfundsiebzigjährigen. Daß ihm Adlerflügel dazu wachsen, wünschen wir ihm und uns. Wo die Jungen sterben, müssen die Alten wieder jung sein. Gott führe den jugendmutigen Arbeiter auf die Höhe des achtzigsten!

Der Weltkrieg.

Chronik vom 29. September bis 5. Oktober.

29. September. Engländer und Belgier griffen am 28. auf der Front von südlich Dixmuiden bis Wulverghem an. Der Angriff des Feindes kam nachmittags in der Linie Bahndamm südlich von Dixmuiden—Klerken—Houthulst—Westroosebeke—Passchendaele—Becelaere—Zandvoorde—Hollebeke zum Stehen. Westlich von Cambrai war in der Nacht zum 28. und am 28. früh infolge des Verlustes der Kanalstellung beiderseits von Marcoing in den Kämpfen des 27. die deutsche Front in eine rückwärtige Stellung in der Linie Arleux—Aubigny—westlich Cambrai und hinter den Kanal südöstlich Cambrai—Marcoing—Gonnelieu—Villers-Guislain zurückgenommen. Zwischen Ailette und Aisne wurden die deutschen Linien hinter den Oise—Aisnekanal zwischen Anizy-le-Chateau und Bourg zurückverlegt. Die Franzosen brachen auf der ganzen Front zwischen Suippes und Aisne in bis zu sechsmal wiederholten, durch starke Panzergeschwader geführten Angriffen vor, wurden



Kaiser Wilhelm auf der Kieler Werft im Gespräch mit Arbeitern. Im Anschluß an den Besuch der Kruppschen Werke in Essen besichtigte der Deutsche Kaiser die großen Marineanlagen im Kieler Kriegshafen, ging von Werkstätte zu Werkstätte und sprach mit den Arbeitern und Arbeiterinnen. Phot. Bild- und Filmamt.

in erbittertem Kampf zurückgeworfen und faßten nur in Somme-Py Fuß. In den Argonnen wurden in der Nacht zum 28. infolge feindlichen Vordringens im Aisnetale die deutschen Linien bis südöstlich Binarville und südwestlich Apremont zurückgenommen. Gegen den Ostrand der Argonnen und gegen die Linie Apremont—Cierges—Brieulles stießen die Amerikaner mehrfach unter Einsatz neuer Divisionen vor, sie konnten aber nur bei Apremont und östlich Cierges örtliche Erfolge erzielen.



Ein deutsches Gewehr zur Bekämpfung der Tanks; das Gewehr ist schwerer im Bau, führt stärkere Munition als die gewöhnlichen Infanteriegewehre und wird von den Gegnern sehr gefürchtet, denn die Tankbesatzungen verlassen vielfach nach dem ersten Treffer den Tank. Phot. Bild- und Filmamt.

Mehr als 150 Panzerwagen des Feindes wurden zerstört.

30. September. In Flandern wurde der rechte Flügel der deutschen Abwehrfront hinter den Handzaeme-abschnitt zurückgenommen und auf dem linken Flügel der Wytschaetebogen geräumt. Zwischen Passchendaele und Roselaere wurde der Stoß des Gegners bei Moorslede und Dadizeele aufgefangen. Der in der Frühe von Houthem bis Comines an der Lys vordringende Feind wurde wieder zurückgeworfen. In den Vororten von Cambrai, in Neuville und Cantimpre faßte der Gegner Fuß. Die über den Kanalabschnitt nördlich Marcoing geführten feindlichen Angriffe brachen vor und an der Straße Cambrai—Masnières zusammen. Südlich Marcoing drückte der Gegner die deutschen Truppen hinter den Kanalabschnitt Masnières—Crèvecoeur zurück. Zwischen Gonnelieu und Bellicourt wurde mehrfacher Ansturm des Feindes restlos zurückgeschlagen, Villers-Guislain verloren und zurückgewonnen. Die in der Front bei Gonnelieu und Villers-Guislain schwer kämpfenden Divisionen warfen den aus Richtung Marcoing gegen ihre Flanke vorbrechenden Feind mit einem Reservebataillon im Gegenangriff wieder zurück. Die zwischen Bellicourt und Bellenglise über den Kanal vorstoßenden Engländer wurden abends in der Linie Bellicourt—Joncourt—Lehaucourt zum Stehen gebracht. Die nördlich Gricourt sich aller Anstürme erwehrenden Regimenter mußten abends ihren Flügel auf Lehaucourt zurücknehmen. In der Champagne wurde zwischen Aubérive und Somme-Py mehrfacher, nordwestlich Somme-Py neunmaliger Ansturm der Franzosen wider die deutschen Linien abgeschlagen. Abends verlief die deutsche Linie über Aure—nördlich Ardeuil—nördlich Séchault—Boucouville. Mit besonderer Kraft stürmten die Amerikaner gegen den Ostrand des Argonnenwaldes und gegen die deutsche Front westlich der Maas; Apremont und der Wald von Montrebeau wurden ihnen entrissen. — Am 26. September hatten die bei Verdun stehenden österreichisch-ungarischen Truppen des Feldmarschalleutnants Metzger den feindlichen Einbruch durch rasches Zugreifen vollständig wettgemacht. — Kaiser Karl ordnete an, daß das gegen Angehörige der ehemaligen polnischen Legion beim Feldgericht in Marmaros-Siget anhängige Strafverfahren eingestellt werde. — Der bulgarische Ministerpräsident Manilow eröffnete die außerordentliche Sitzung der Sobranje mit einer im Namen des Königs verlesenen Thronrede und schlug vor, die Sobranje möge sich bis zum 4. Oktober vertagen, damit er eine erschöpfende Darstellung über die allgemeine Lage und über die behufs Abschlusses eines Waffenstillstandes und des Friedens eingeleiteten Verhandlungen geben könne. Die Versammlung nahm diesen Vorschlag an. Inzwischen verhandelten die bulgarischen Unterhändler Finanzminister Liaptschew, General Lukow, Kommandant der zweiten Armee, und der ehemalige Minister Radew in Saloniki mit dem französischen General Franchet d'Esperey über die Waffenstillstandsbedingungen. Die militärischen Operationen der Bulgaren wurden eingestellt.



Eduard Graf Keyserling, der meisterhafte Seelenbildner, erlag in München im Alter von 63 Jahren einem langen, schweren Leiden. Die Werke dieses feinen Erzählers, der in Kurland geboren wurde, zeigen immer wieder in zarter und bildkräftiger Lebensschilderung, wie eine vornehme milde Welt dem Lebenskampf erliegt.

1. Oktober. Beiderseits Cambrai setzten die Engländer ihre heftigen Angriffe fort; eine neu eingesetzte kanadische Division stieß vorübergehend nördlich an Cambrai vorbei auf Ramillies vor, wurde aber wieder auf Tilloy zurückgeworfen. Beiderseits von Le Catelet, südlich von Joncourt, südlich der Somme, zwischen Aisne und Vesle, in der Champagne und östlich der Argonnen entwickelten sich wiederum heftige Kämpfe, doch wurden die Gegner überall zurückge-

Otto Fischbeck (Fortschrittliche Volkspartei), der neue preußische Handelsminister und Nachfolger Dr. Reinhold Sydows. Er gehört dem Deutschen Reichstag seit 1895 und dem preußischen Abgeordnetenhaus seit 1903 an. Otto Fischbeck war mehrere Jahre Syndikus der Handelskammer in Bielefeld, siedelte dann als Syndikus der Papierverarbeitungs-Berufsgenossenschaft nach Berlin über und war dort auch unbesoldeter Stadtrat.



Der Sozialdemokrat Gustav Bauer, Staatssekretär des neuerrichteten deutschen Reichsarbeitsamts. Er ist der zweite Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands und gehört seit 1912 dem Deutschen Reichstag an. Gustav Bauer, der 1870 in Darkehmen in Ostpreußen geboren wurde, hat sich um das Krankenkassenwesen verdient gemacht. Er ist auch der Gründer des Verbandes der Bureauangestellten.



Deutsche Fliegeraufnahme eines französischen Tankhafens, in dem Hunderte von Tanks stehen. Die zahllosen Fahrspuren im Erdreich sind deutlich sichtbar.

schlagen. — Auf dem albanischen Kriegsschauplatz schlugen österreichisch-ungarische Truppen westlich des Ochridasees in einem von den Bulgaren übernommenen Verteidigungsabschnitt feindliche Angriffe ab. An der Küste und bei Berat scheiterten italienische Vorstöße. — In Palästina drangen die Engländer im Küstengebiet bis zur Linie Tyrus—Hulesee vor. Nach schweren Kämpfen gelang es ihnen, Damaskus einzunehmen. — Kaiser Wilhelm richtete am 30. September aus dem Großen Hauptquartier an den Grafen v. Hertling einen Erlaß, in dem er den erbetenen Rücktritt des Kanzlers genehmigte und den Wunsch ausspricht, daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeite; es sei daher sein Wille, daß Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfang teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung. — Der vom polnischen Regentschaftsrat für den Posten des Ministerpräsidenten berufene ehemalige Kabinettschef Kucharzewski wurde von der deutschen Regierung bestätigt. — Von der Regierung der Niederlande ging in Berlin die Mitteilung ein, daß die Königin Wilhelmina auf Antrag des österreichisch-ungarischen Geschäftsträgers ihre Residenz im Haag für etwaige Besprechungen im Sinne der Note des Grafen Burian zur Verfügung stellte. Dies wurde auch den übrigen Kriegführenden mitgeteilt.

2. Oktober. In Flandern griff der Feind zu beiden Seiten der von Ypern auf Roselaere und Ménin führenden Straßen mehrfach vergeblich an. In Ledeghem faßte er Fuß. Einem Vorstoß der Engländer über Abancourt, Bantigny und südlich von Bléçourt auf Cuvillers folgte ein deutscher Gegenangriff, der den Gegner aus diesen Orten wieder herauswarf. Südlich von Cambrai blieb Rumilly in Feindeshand. Zwischen Le Catelet und der Oise verlief die deutsche Front östlich an Saint-Quentin vorbei nach Berthenicourt an der Oise. Beiderseits Sequehart drang der Feind ein, wurde jedoch im Gegenangriff wieder zurückgeworfen. Saint-Quentin wurde vom Feinde besetzt. Nordwestlich Reims gingen die deutschen Truppen von der Vesle in rückwärtige Stellungen zurück. Die in der Nacht beiderseits der Aisne neu bezogene Stellung verlief von Monthois über Challerange, den Wald von Autry nördlich von Binarville vorbei und quer durch die Argonnen nach Apremont. Die Heeresgruppe Gallwitz warf die Amerikaner aus dem Ogenswald. — Im Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrats gab Ministerpräsident Freiherr v. Hussarek ein ausführliches Bild der Gesamtlage des Staates, wobei er betonte: „Durch den von Bulgarien abgeschlossenen Waffenstillstand ist zweifellos auch für die österreichisch-ungarische Monarchie im Südosten eine ernste Gefahr geschaffen worden. Diese Lage ist jedoch keineswegs kritisch. Die entsprechenden militärischen Vorkehrungen sind im Verein mit dem Deutschen Reiche ungesäumt und umfassend getroffen worden, so daß wir der Weiterentwicklung der Dinge auf dem Balkan mit Ruhe entgegenblicken dürfen."

3. Oktober. In Flandern wurden feindliche Angriffe nördlich von Staden und nordwestlich und westlich von Roselaere abgewiesen. Armentières und Lens wurden geräumt. Der Feind folgte über die Linie Fleurbaix—La Bassée—Hulluch.— In Albanien wurden die österreichisch-ungarischen Divisionen zurückgenommen, wozu die Ereignisse an der bulgarischen Front nötigten. Berat gelangte hierdurch kampflos in Feindeshand. — Im Reichskanzlerpalais zu Berlin fand unter dem Vorsitz Kaiser Wilhelms eine Beratung statt, an der Reichskanzler Graf v. Hertling, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, Prinz Max von Baden, Vizekanzler v. Payer, Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums Dr. Friedberg, der Chef des Geheimen Zivilkabinetts v. Berg und mehrere Staatssekretäre teilnahmen. — Aus Rußland traf der zweite Goldtransport an der deutschen Grenze ein, der von Beamten der Reichsbank übernommen wurde.

4. Oktober. In Flandern griff der Feind mit starken Kräften zwischen Hooglede und Roselaere an und drang beiderseits der Straße Staden—Roselaere in die deutschen Linien ein, wurde aber im Gegenstoß wieder zurückgeworfen. Zwischen Le Catelet und Saint-Quentin setzten die Engländer erneut zu einheitlichem Durchbruchsversuch an. Beim ersten Ansturm gelang es dem Gegner, Le Catelet zu nehmen, bis Beaurevoir und Montbrehain vorzustoßen und in Sequehart einzudringen. Beiderseits Le Catelet wurde der Feind wieder in- und über seine Ausgangsstellungen zurückgeworfen und Beaurevoir und Montbrehain zurückgewonnen. In der Champagne griffen die Franzosen mit teilweise frisch eingesetzten französischen und amerikanischen Divisionen auf breiter Front zwischen der Suippes und der Aisne an. Nördlich von Somme-Py gelang es dem Gegner, kurze Zeit auf den Höhenzügen zwischen Saint-Etienne und Somme-Py, dem Weißen Berge und der Médéah-Höhe Fuß zu fassen. Südlich von Liry und südwestlich von Monthois kam es hierbei zu besonders heftigen Kämpfen; dem in Challerange eingedrungenen Gegner wurde der Ort wieder entrissen. — Prinz Max von Baden wurde zum Reichskanzler und zum preußischen Minister des Auswärtigen ernannt, zu Staatssekretären ohne Portefeuille Gröber (Zentrum) und Scheidemann (Sozialdemokrat) bestimmt. Der Staatssekretär des Innern Wallraf erbat seinen Abschied. An die Spitze eines durch Abtrennung vom Reichswirtschaftsamt neu zu gründenden Reichsarbeitsamtes soll der zweite Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften, Reichstagsabgeordneter Bauer, treten. Das preußische Handelsministerium wird an Stelle des ausscheidenden Staatsministers Sydow der fortschrittliche Reichstagsabgeordnete Fischbeck übernehmen. — In Warschau wurde der Leiter der deutschen politischen Polizei Dr. Schultze auf offener Straße von Männern durch vier Revolverschüsse getötet.

5. Oktober. In Flandern wurden erneute Angriffe des Feindes gegen Hooglede und Roselaere abgewiesen. Gegen die neuen deutschen Linien östlich von Armentières folgte der Feind über Bois Grenier—Fournes—Wingles und über die Bahn dicht östlich von Lens. In Lesdins und Morcourt faßten die Franzosen Fuß, verloren Lesdins jedoch wieder. Franzosen und Italiener griffen erneut in Teilvorstößen und in einheitlich geführtem Angriff die deutschen Stellungen auf dem Rücken und an den Hängen des Chemin des Dames zwischen Ailette und der Aisne an, hatten jedoch keinen Erfolg. Östlich von Reims räumten die Deutschen in vorletzter Nacht die vordere Stellung zwischen Prunay und St. Marie à Py und bezogen rückwärtige Linien. Der Feind folgte über Prunay—Dontrien—St. Souplet. In der Champagne nahmen Truppen der Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und Gallwitz im Gegenangriff die noch im Besitz des Feindes verbliebenen Teile des Höhenzuges nordwestlich von Somme-Py wieder. In den Argonnen und am Ostrande des Waldes wurden die Amerikaner zurückgeworfen. Östlich der Aire stießen sie bis in die Höhe von Exermont vor. Der Ort selbst, der vorübergehend verloren war, wurde wieder genommen. Besonders schwer waren die amerikanischen Angriffe, die sich beiderseits der Straße Montfaucon—Bantheville gegen das Waldgelände südlich von Cunel richteten. Wo der Feind vorübergehend in die deutschen Linien eindrang, warf ihn sofortiger Gegenstoß wieder zurück. Der Kräfteeinsatz des Amerikaners bei seinen gestrigen Angriffen an Panzerwagen, Infanterie und Artillerie war außerordentlich stark. Seine blutigen Verluste waren außergewöhnlich hoch. — Der Deutsche Reichstag trat zu einer seiner bedeutungsvollsten Sitzungen zusammen, in der der neue Reichskanzler Prinz Max von Baden sein Programm entwickelte und die Mitteilung machte, daß die deutsche Regierung Wilson ein Waffenstillstandsangebot gemacht habe, in dem sie sich mit den von ihm aufgestellten 14 Punkten einverstanden erklärte. — Vom 29. September bis 4. Oktober vernichteten deutsche U-Boote im Mittelmeer drei Dampfer und mehrere Segler von zusammen etwa 15000 Brutto-Registertonnen, darunter einen Passagierdampfer von 7000 Brutto-Registertonnen; im Sperrgebiet um England 70000 Brutto-Registertonnen, darunter einen amerikanischen Truppentransportdampfer von 7000 Brutto-Registertonnen. Außerdem wurde der amerikanische Truppentransportdampfer „Mount Vernon", der frühere Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd „Kronprinzessin Cecilie", torpediert; der Erfolg konnte jedoch nicht beobachtet werden. Nach feindlichen Pressenachrichten ist der Dampfer beschädigt in einen Hafen eingebracht. — Auf dem westlichen Kriegsschauplatz war der 26. September ein Großkampftag in der Luft; an diesem Tage verlor der Gegner insgesamt 54 Flugzeuge und 10 Ballone. Vom 1. bis 4. Oktober wurden 107 feindliche Flugzeuge und 10 Fesselballone abgeschossen.

Der Zug des Todes.

Auf dem Felde der Ehre fielen: Major Heinrich v. Wodtke, Rudolstadt; k. und k. Major Gustav Frhr. v. Pavich; Rittmeister Kurt Müller, Sohn des Geh. Kommerzienrats M., Metz; Hauptmann Armin Grunwald, Spitzhut-Memel; Oberleutnant Kammerjunker Franz Frhr. v. Perfall, München; k. und k. Oberleutnant Heinrich Joseph v. Janotta, Sohn des Präsidenten der Handels- und Gewerbekammer für Österr.-Schlesien; k. und k. Oberleutnant der Reserve Louis Ritter v. Paumgartten; Leutnant d. R. Helmut Dilthey, Rheydt; Leutnant Tassilo v. Meerscheidt-Hüllessem, Potsdam; k. und k. Leutnant d. R. Joseph v. Kolisko; Leutnant Eberhart Frhr. v. d. Goltz; Leutnant Ewald v. Kleist aus dem Hause Zützen; Leutnant Hans Heimar v. Linsingen; Leutnant Friedrich Wilhelm Frhr. v. König, Sohn des Generalmajors z. D. Frhr. v. K., Berlin; Leutnant d. R. Ernst Terjung, Mülheim a. d. Ruhr; Leutnant der Reserve Felix v. Zaleski, Swinarn; Leutnant Günter v. Brunn, Oberjohnsdorf.

Deutsche Mahnung.

Dein Geld
verkürzt den Krieg im Westen.
Dein Geld
schirmt draußen unsere Besten.
Dein Geld
mildert Wunden und Schmerzen und Leiden.

Dein Geld
schärft der Schwerter schartige Schneiden.
Gib ihm nur die rechte Weihe
und zeichne Kriegsanleihe,
damit es, gewandelt in Waffenmacht,
mitkämpfen kann in der blutigen Schlacht!

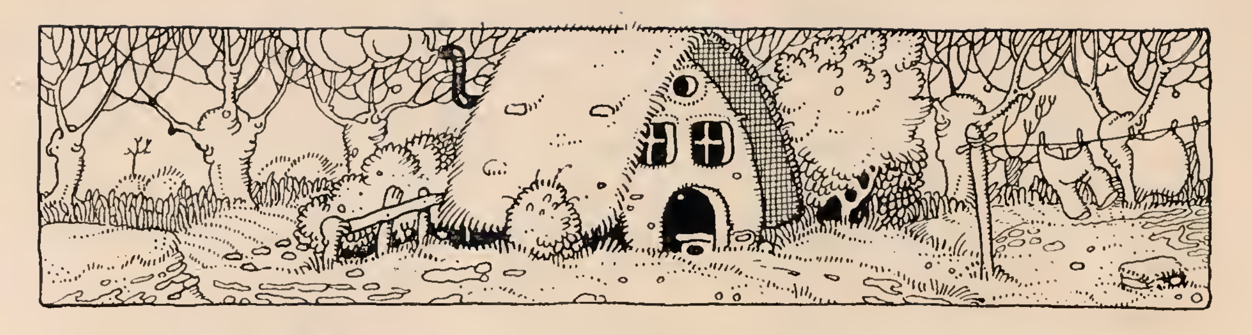
Otto Riebicke.

Der Ritt zur Jagd.

Nach einem Gemälde von Leopold Rothaug.







Das Haus „zum kleinen Sündenfall".

Roman von Toni Rothmund. (Fortsetzung.)

Das Erzählen kann der Cyriak nicht lassen, und wenn niemand da ist, der zuhören mag, dann schreibt er in sein großes dickes Buch die Geschichte seiner Vaterstadt Basel. Niemand kennt sie so gut wie er, vor dessen Seheraugen es keine Schranken von Zeit und Raum gibt.

Manchmal, wenn der Cyriak weder erzählen noch spielen mag, sondern langweilig ist und in dicken, alten Chroniken stöbert, dann bekommt das Iseli das schwarze Märchenbuch und ist selig! Die Hängelampe gießt ihr weiches Licht auf die vergilbten Blätter in Cyriaks Buch, und auf das rote Flimmerhaar des Kindes und auf Mutter Ursulas grauen Strickstrumpf, an dem ihre Finger so unheimlich flink herumwuseln wie Mäuse. Der Strumpf wächst märchenhaft schnell, und manchmal fährt sie mit einer der blanken Stricknadeln ganz flink zweimal durch das Haar. Und das Iseli ist ganz versunken in eine wunder-, wunderschöne Welt. Cyriak bemerkt gar nichts vom Iseli. Nur wenn es geht, schaut er zerstreut von seiner alten Schwarte auf und sagt freundlich: „Gute Nacht, Königskerzli!"

Der Name gefiel dem Iseli, er war ihm der liebste von allen. Es hatte noch viele Namen für sich ganz allein. Es hieß Allerleirauh, es hieß Siebenschön, es hieß Zweiäuglein oder Fundevogel. Und es besaß die Nußschale, aus der man die drei schönsten Kleider herausholt: das Sonnenkleid, das Sternenkleid und jenes, das sich verändert wie das Wetter. Diese Kleider trug es abwechselnd, je nachdem, wie ihm das Gelüsten stand. Freilich, niemand sah es, und alle sagten, das Iseli sei launisch wie ein Apriltag. Heut demütig und sanft wie die stumme Königin, die ihre Brüder erlösen muß, morgen herb und trotzig wie Gudrun, die Hegelingentochter, die Magddienst im fremden Lande tut.

Mittlerweile schoß es auf und wurde ein Jungfräulein, ehe man es gedacht.

Es hatte immer noch tanzende Augen und man mußte ihm immer noch auf den Mund mit der kleinen lustigen Lücke zwischen den zwei breiten Schneidezähnen schauen. Wie sonst kam es in den gelben Schnecken gelaufen, wenn es der grauen, langweiligen Wirklichkeit in seinem eigenen Heim entrinnen wollte, plauderte mit der Mutter Ursula oder redete ernsthaft mit dem Cyriak. Aber Mutter Ursula freute sich nicht mehr, wenn es kam, denn auf Cyriaks Wangen brannten zwei rote Flecken und seine Augen hingen an dem rothaarigen Mädchen.

Es geschah nicht mehr, daß das Iseli still am Tisch sitzen mußte ohne zu reden, während Cyriak las oder an seiner „Geschichte der Stadt Basel" schrieb. Wenn sein leichter Schritt auf der Schwelle erklang, dann räumte Cyriak die engbeschriebenen Bogen weg und war munter und gesprächig. Da das Iseli meistens an sich selbst dachte, dauerte es eine geraume Weile, bis es ihm auffiel.

„Warum schreibst du nicht mehr an deinem dicken Buch, Cyriak?" fragte es arglos.

„Man kann nicht immer schreiben," gab er zurück. „Und außerdem ist es ungesellig, wenn eines schreibt und die anderen müssen still sein."

„Ach deshalb, das ist mir ganz gleich, Cyriak. Ich lese solange in dem schwarzen Märchenbuch, ich habe ordentlich Heimweh danach."

„So will ich es dir schenken," sagte er langsam. Mutter Ursula erschrak. Sie wußte, wie er an dem Buch hing, das er jetzt so leichten Herzens verschenken wollte.

Das Iseli aber schüttelte den Kopf. „Nein, es paßt nicht in unser Haus, Cyriak. Es muß bei euch im gelben Schnecken bleiben. Oder weißt du was, du sollst es mir einmal zu meiner Hochzeit schenken."

Und er lächelte halb wehmütig, halb lustig: „So soll es sein, Iseli."

„Wann wird denn deine ‚Geschichte von Basel' fertig?"

„Das weiß ich nicht. Ich komme leider nicht so oft daran, wie ich möchte. Nur so in meinen Mußestunden. Da wächst es langsam, aber das schadet nichts. Es ist meine Lebensarbeit, und wenn ich sie einmal abschließe und aus der Hand geben muß, so wird es mir sein wie einem, der seine Frau verloren hat, mit der er ein ganzes Leben geteilt hat. Das verstehst du nicht, und es ist auch nicht nötig. Schau lieber, was ich dir hier mitgebracht habe."

Und er brachte ein Buch vor, das er bereitgelegt hatte, um ihr daraus vorzulesen.

An seiner Hand betrat das Iseli den Garten der Dichtung, wuchs, von ihm geleitet, aus dem kleinen, unwissenden, oberflächlichen Mädel zum verstehenden Menschen heran. Wohl faßte sie nicht alles, was er ihr bot. Manch Samenkorn schlummerte einen langen Winter hindurch in der dunklen Tiefe ihrer Seele. Aber es blieb lebendig und harrte auf das „Werde".

So schadete es nichts, daß der Metzger Fidel sein Mädchen nicht ins „Inschtitut" schicken wollte, da es unnötig sei, daß es mehr lerne als er und seine Frau, die doch auch gut durch die Welt gekommen waren.

Bedenklicher war es, daß er in seinen vielen Mußestunden anfing, Heiratspläne für das Iseli zu schmieden, davor bangte es dem armen Kind namenlos.

Die Freier.

Bis zu seinem elften Jahre war Cyriak Wurz ein gesundes, gerades Menschenkind gewesen. Dann aber war die rote Hexe, das Scharlachfieber, ins Land gekommen und ihrem giftigen Blick waren viele Kinder erlegen. Cyriak genas zwar langsam und mühselig, aber die Kraft seines Körpers war gebrochen. Er wuchs auf mit siechem Leibe und verschrobenen Gliedern, und ohne Mutter Ursulas liebevolle Pflege wäre er wohl niemals durch die nächsten Jahre gekommen. Zu seiner Qual aber war sein Geist stark und gesund geblieben, saß in dem kümmerlichen Gehäuse und litt Schmerzen, gegen welche die des

Leibes gering waren. Sehnsucht nach den versagten Freuden des Lebens, Haß gegen Gott, an den er trotz allen Leides kinderfest glaubte, Neid auf die geraden und gesunden Kameraden verbitterten seine Knabenjahre, machten ihn mürrisch und boshaft, nachträgerisch und rachsüchtig. Er vergaß nie eine Kränkung, und noch nach Jahren konnte den Beleidiger seine Rache treffen. Sich auszusprechen, war ihm nicht gegeben, alle Qual würgte er in sich hinein.

Da kreuzte ein feines, gütiges Seelchen seinen Weg, das seine Schmerzen erkannte und ihm gern die Freundeshand gegeben hätte. Sie war lange tot jetzt. Mitleide nannte er sie in seinen Gedanken.

Mitleide, ach, Mitleide, es ist gut, daß du jung gestorben bist! Wie hättest du auch in die harte Welt gepaßt! Cyriak hatte die feine Seele nicht verstanden, ihre Güte nicht erkannt. Er hatte noch an sein Recht auf Glück geglaubt, und in wahnsinnigem Verlangen ihre Liebe begehrt. Da hatte sie sich leise von ihm getrennt und war im Scheiden noch so gut und zart gewesen, daß er ihr nicht grollen konnte.

Aber sein Leben wollte er wegwerfen, sein zerstörtes, zertretenes Leben.

Lange, lange hatte er in dem kleinen Fischerweidling gesessen unter der Rheinbrücke, und mit bösen Augen auf die Lichter geschaut, die von der Wettsteinbrücke in schimmernden, zitternden Strahlen zu ihm herüberliefen.

Warum sollte er noch dieses dumme, sinnlose Dasein weiterleben? Etwa seiner Mutter zuliebe? Die war eine gesunde, lebensfrische Frau, die würde sich ihres Seins auch ohne ihn freuen! Ein sonniges Stübchen, ein Vogel im Bauer und ein paar blühende Geranien schon machten sie froh.

Sie würde seinen Verlust verwinden!

Nein, es war klar, daß der Tod ihn gezeichnet hatte und dann vergessen mitzunehmen. Nun wollte er ihm nachlaufen. Viele Stunden saß er so, und die bösen Gedanken hockten wie Raben auf dem Rand seines Bootes. Die Wellen schlugen unablässig an den Boden des Kahnes, und es war ihm, als ob sie ihn lockten.

Da hörte er hinter sich seinen Namen nennen, und er sprang entsetzt auf, denn niemand als er konnte im Boot sein. Am Steuer aber saß eine große Frau, deren Augen so stark brannten, daß er es durch das Dunkel der Nacht sehen konnte. Ihre Stimme war so, daß er erschauerte. Nicht laut, nicht leise, ein Hauch, nie gehört und doch verständlich. „Ich glaubte, du seiest so stark, daß du ein sehr schweres Leben tragen könntest. Denn ich brauche eine solche Seele. Darum schlug ich deinen Leib.

Ich wollte dich schauen lassen, was wenige schauen dürfen. Aber ich gebe nie mit zwei Händen. In der Linken halte ich das Allerleuteglück. In der Rechten die Schlüssel zu den ehernen Toren, die das Jetzt vom Gewesenen trennen. Die Linke ist dir versagt. Die Rechte hast du verschmäht. Ja, spring du nur in den Rhein, es ist nicht schade um dich.“

Da erkannte er, daß es das Schicksal war, vor dem er stand, er fiel zu Boden und bat: „Nimm den Spruch zurück und gib mir den Schlüssel —“

Da gab sie ihm, was sie in der rechten Hand für ihn hatte, und öffnete ihm die Augen, daß er die ehernen Tore schauen und aufschließen konnte.

„Solange du treu bist, will ich sie dir lassen,“ hauchte die lautlose Stimme, und die Gestalt zerrann vor ihm wie ein Nebel über dem Rhein.

Von Stund an wußte Cyriak Wurz, daß das Allerleuteglück ihm für immer und ewig versagt war. Aber er fand sich darein. Er schloß das eherne Tor auf, das das Jetzt vom Gewesenen trennt, und war glücklich. Sein Weg war abseits der Straße und führte in sternklare Höhen hinauf. Und am Ende wuchs die große Eiche Ruhm. Vielleicht war es ihm vergönnt, so hoch zu steigen, daß er in ihrem Schatten ausruhen konnte.

Mutter Ursula hätte ruhig sein können. Er war freilich jung und das Göttergeschenk nicht immer leicht zu tragen. Er liebte das hellhaarige Mädchen, das wie eine Königskerze brannte. Aber es war ihm doch nicht der Mühe wert, um des Iselis willen vertragsbrüchig zu werden!

Das Iseli mit seiner jungen Selbstsucht würde doch nie zu ihm ins Schneckenhaus kriechen. Und wenn das alte Feuer auch wieder in seinem Blut brennen wollte, so erstickte er es mit starker Hand.

So sah er auch heute ohne Bitterkeit, aber mit einem leisen Schmerz, dem er nicht wehren konnte, das Iseli schöngeputzt mit seinen beiden Eltern an seinem Fenster vorübergehen. Zwischen dem kleinen, untersetzten Rentner und seiner säuerlich dreinblickenden Ehehälfte schritt es aufrecht in seinem weißen Spitzenkleide und einem Hut, der wie ein Heiligenschein um das Gesicht stand, und warf im Vorübergehen dem Cyriak einen guten Blick aus seinen tanzenden Augen zu.

Die Theres Röselin kämpfte jetzt jeden Tag einen guten Kampf mit ihrem Fidel um des Iselis Kleider. Er wollte, es solle schlicht daherkommen, wie es einem Bürgerkind gezieme, und die Mutter strebte danach, es wie eine junge Dame anzuziehen. Zum erstenmal war die Frau Röselin nicht ganz unterlegen, wahrscheinlich wegen reichlicher Unterstützung Iselis. Nun hatte man einen Vergleich geschlossen: werktags lief es im Blaudruckkleide und ohne Hut und Handschuhe in der Rheingasse herum, und durfte sich auch nicht sträuben, so über die Brücke in die Oberstadt zu gehen. Aber am Sonntag kleidete es sich nach seinem Sinn und verwendete sehr viele Gedanken auf seinen sonntägigen Putz.

Heute war Konzert im Zoologischen Garten, und die Röselins wollten dort den Herrn Schöchly, einen Kollegen vom Fidel und Freund der Familie, treffen. Der Fidel suchte einen Platz aus, wo es schattig und kühl war; nur saß man dem Musiktempel sehr nahe, so daß einem der Kopf brummte. Daraus machte er sich indessen nichts, bestellte Bier und Käse und schaute vergnüglich nickend nach rechts und links. Er hatte seinen Hut in den Nacken geschoben, und kleine Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Mit seinen kurzen, dicken Fingern, die an pralle Wiener Würstchen gemahnten, klopfte er auf dem Tisch den Takt zu der Musik.

Das Iseli mochte nichts essen, die schöne Musik und seine Sonntagskleider taten ihm innig wohl. Es war schön, das las es in den Blicken der Menschen ringsumher. Schon zum drittenmal war der junge Fürsprech Münch, der ein bekannter Rechtsanwalt war, am Tisch vorbeigegangen und hatte es mit den Augen förmlich verschlungen. Vielleicht — wenn man allein wäre —

Aber daran war gar nicht zu denken. Denn gerade nahte sich Herr Jakob Schöchly, mit dem man sich auf diesen Mittag verabredet hatte, dem Tisch. Er setzt sich zwischen Vater und Mutter und war bald mit dem Fidel in ein tiefes Wurstgespräch verwickelt. Er war Charcutier und hatte ein feines Geschäft in den Zentralhallen, was dem Iseli sehr bekannt war, denn es mußte fast täglich dort auf des Vaters Wunsch den Aufschnitt holen.

Von Zeit zu Zeit glitten des Schöchlys gestielte Augen zum Iseli hinüber und blieben in Verzückung an ihm hängen. Er galt für schön, aber dem Iseli war er unsagbar zuwider. Er hatte eine über und über gleichmäßige,

hellrosa Hautfarbe, die sogar noch durch sein gelbes Haar schimmerte. Das Iseli mußte an ein rosafarbenes Ferkel denken, und es schauderte zusammen. Als wieder so ein schmachtender Blick zu ihm herübergeflogen kam, da stand es auf, nahm ein Stücklein Brot vom Tisch und erklärte, daß es die Tiere füttern gehen wolle. Der Charcutier sah aus, als habe er Lust, sich ihr anzuschließen, aber der Vater redete so eifrig auf ihn ein, daß er nicht loskommen konnte.

Iseli schlenderte vergnüglich ihres Weges. Sie verweilte bei einem bunten Papageien, der sich in einem Ring schaukelte und Lora sagen konnte, betrachtete den zierlichen Fischotter, dem man nichts geben durfte, und der immer so bettelte. Dann fütterte sie die Rehe und streichelte sie durchs Gitter, besuchte kurz die Wildschweine, die ein wenig stanken, und blieb zuletzt vor dem Bärenzwinger stehen. Sie beugte sich über das Eisengitter und stellte sich vor, wie gräßlich es sein müsse, da hinabzustürzen. Und die ganze Zeit ging der junge Fürsprech Münch hinter ihr drein und kostete jede Biegung ihres schlanken Körpers, jedes Aufstrahlen ihres goldenen Haares mit schönheitstrunkenen Blicken. Und als er bemerkte, daß sie kein Brot mehr hatte, benützte er diesen Vorwand, trat zu ihr und bot ihr ein paar Stücklein Zucker an, die sie dem Petz hinunterwerfen sollte. Sie nahm sie, ohne sich zu zieren, und hernach blieb er an ihrer Seite, als sei es stillschweigend erlaubt. Sie schlugen den Weg zur Eulenburg ein und setzten sich dort auf eine schattige Bank, um auszuruhen und sich abzukühlen. Dem Iseli hüpfte das Herz vor Freude über dies Erlebnis. Der Fürsprech Münch aber war mit allen Wassern gewaschen und wußte recht gut, wie man ein kleines Bürgermädchen gewinnen konnte. Noch nie hatte das Iseli so viel Schmeichelworte vernommen, und es saß still und trank sie wie Honigmilch.



Iseli. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Lotte Herrlich.

Hier oben gingen nur selten Spaziergänger vorbei, denn die Eulen waren langweilig, machten ausgesprochen abweisende Gesichter und blinzelten verachtungsvoll mit ihren bernsteingelben Augen. Dann und wann wehte eine Luftwelle losgelöste Fetzen irgendeines Musikstückes herüber. Dann war es, als käme ein buntes, flatterndes Seidenband herbeigeflogen, oder ein Stück von einem ernsten, dunklen Trauerschleier. Der Fürsprech Münch schaute viel zu tief in Iselis Augen, die von einer seltsamen und unbestimmten Farbe waren, bald blau wie die Luft, die über den Bergen zittert, bald grünlich wie die Wasser des Rheines. Und als er hörte, daß sie in der Rheingasse wohnte, meinte er, jetzt wisse er, warum sie Nixenaugen habe, und nannte sie Rheintochter. Darüber lachte sie, und sie spannen den Gedanken weiter aus.

Plötzlich schrak das Iseli zusammen. Denn dort den gewundenen Steig herauf stiegen lustwandelnd die Eltern und Jakob Schöchly, der seine Augen vorauswarf wie Leuchtkugeln. Iseli sprang auf. „Dort kommen meine Leute,“ sagte es und freute sich schon, seinen vornehmen Freund vorzustellen. Aber was war das? Das freundliche Licht in Fürsprech Münchs Gesicht gefror. Er musterte mit einem einzigen Blick des Iselis unmöglichen Anhang und — verabschiedete sich so schnell wie tunlich von ihr. Ihre Eltern streifte er nur mit einem kühlen, hochmütigen Blick, rückte ein wenig an seinem Panamahut und ging seiner Wege.

Iseli war ganz verwirrt. Sie hörte gar nicht auf die Vorwürfe, die wegen ihres langen Ausbleibens auf sie herabhagelten. Sie stand und würgte an Zornestränen.

Das Kind aus der Rheingasse hatte genug von seines Vaters Bürgerstolz, um sich über des vornehmen Mannes Hochmut zu ärgern. Wenn ihre Eltern ihm nicht gut genug waren, hatte sie auch nichts mehr mit ihm zu schaffen.

Aus diesem Gefühl heraus war sie freundlicher gegen den Charcutier als sonst. Er wenigstens schämte sich nicht, neben ihrem Vater zu gehen.

Freilich hörte sie nur mit halbem Ohr auf das, was er sagte. Sie lauschte trotz allem Zorn noch immer der Stimme des anderen in ihrem Herzen. Aber sie war nicht abweisend und scharf wie sonst, und Herrn Schöchlys rosafarbenes Gesicht strahlte vor Wonne. Jetzt konnte es ihm ja nicht mehr fehlen.

Von diesem Tage an war Jakob Schöchly täglich Butterbrot bei den Röselins, und immer hatte er irgendeine Aufmerksamkeit für das Iseli, das sich aber wieder sehr ablehnend verhielt. Desto mehr umgarnte er Vater Röselins Herz mit seinen Huldigungen, die meistens in irgendeiner Leckerei bestanden. Das Iseli wußte recht gut, was der Schöchly von ihm begehrte. Er war ein anständiger Mensch, hatte ein schönes Geschäft, und der Vater war ihm gewogen.

Das Iseli fand aber in Charcutiers ganzem Hause kein Plätzchen, wo es seine Nußschale mit den schönen

Gewändern hintun sollte, die es abwechselnd trug. Und ob es als seine Frau noch Zeit und Lust hätte, sie anzulegen, wenn es in den Zentralhallen stand und Aufschnitt auswog, war noch die Frage. Bei dieser Vorstellung überlief es überhaupt ein so heftiger Schauder, daß es sich schütteln mußte.

Einmal sprach es mit Cyriak und Frau Ursula von seinem drohenden Geschick. Die rundliche Frau Ursula aber tat, als ob sie das Iseli nicht begreifen könnte.

„Denk doch, wie kurzweilig das in den Zentralhallen ist! Den ganzen Tag ein Betrieb! Und an jedem Stand duftet es anders! Unten die herrlichen Früchte: Erdbeeren, Ananas und Kirschen, wie es das Herz begehrt. Und dann die leckeren Käse, die prachtvollen Gemüse! Und erst oben bei den Bäckern, Wurstlern, Konditoren! Um vier Uhr trifft sich da die ganze Welt zum Tee oder zur Schokolade! Wenn man nun bedenkt, wie langweilig es in der Rheingasse ist — nein, Iseli, ich begreif' dich nicht!“

Wie sich so seine letzten Freunde gegen es wendeten, so hatte das Iseli das Gefühl wie ein Wild, wenn es sich von Hunden umstellt und nirgend einen Ausweg mehr sieht. Und flehend richteten sich seine Augen auf den Cyriak.

Er hatte Mitleid mit ihr. „Auf das alles kommt es gar nicht an, Mutter. Es handelt sich nur darum: mag es den Schöchly oder nicht.“

Das Iseli schüttelte krampfhaft den Kopf.

„Nun, dann ist der Fall ja schon erledigt. Wenn du nur fest bleibst und standhaft nein sagst, so kann dich niemand zwingen, einen Mann zu heiraten, den du nicht willst.“

„Aber der Vater! Du mußt den Vater bedenken!“ sagte das arme Kind zaghaft.

„Ja, Iseli, da kann dir niemand helfen. Zwingen kann er dich nicht, du mußt halt tapfer sein und dich nicht einschüchtern lassen.“

„Aber ich bin nicht tapfer, Cyriak! Ich bin feig!“

„Je nun, so nimm den Schöchly.“

Es sprang zornig auf. „Alle sind gegen mich und wollen mich in mein Unglück jagen!“ Und weinend lief es aus dem Hause. Es grollte dem Cyriak und der Mutter Ursula. Es meinte, sie hätten es im Stich gelassen, und sah nicht ein, daß sie ihm wirklich nicht helfen konnten, daß es sein Schicksal in eigener Hand hielt.

Als es heimkam, war der Schöchly schon da und hatte ein wahres Wunderwerk seiner Kunst mitgebracht. Er trug es in einer Blechform, ließ sich vom Iseli eine Platte bringen und stürzte das Kunstwerk darauf. Alle standen herum und staunten. Es zeigte sich auf der Platte ein prachtvolles Wurstmosaik, eine üppige Dame mit Helm und Schild. Darunter stand ihr Name, aus kleinen Speckstückchen gebildet: Helvetia!

Das ganze Gemälde war in klares Fleischgelee eingelassen und stellte eine appetitliche, wenn auch etwas kannibalische Speise dar.

In bescheidenem Triumph und im Bewußtsein seines Wertes schaute der Künstler um sich.

Der Fidel war überwältigt. Er hatte in seiner Lehrzeit einmal einen Stern in Wurstmosaik verfertigt, aber dieses, das gab er frei zu, ging noch darüber.

Die Theres lächelte ein anerkennendes kleines Lächeln, das Iseli lachte unverhohlen. Es war aber mehr Spott als Beifall in seiner Luftigkeit.

Der Charcutier war gekränkt. „Ich weiß nicht, was die Jungfer Röselin so lächig dunkt,“ sagte er empfindlich. „Ich habe gehofft, sie würde sich freuen, ich habe einen ganzen Tag daran gearbeitet.“

„Es ist schön,“ entschied der Fidel. „Und Ihr sollt Euch nicht an das dumme Lachen kehren und zum Nachtessen dableiben.“

Irgend etwas im Wesen der beiden Männer machte das Iseli stutzig. Hatten sie schon miteinander geredet und waren im Einverständnis? Es fror sie bei dem Gedanken.

Die Magd ging ab und zu und stellte Teller und Gläser auf den Tisch, der Vater holte eine Flasche Wein herauf.

Irgend etwas Außergewöhnliches lag in der Luft. Das Iseli hatte eiskalte Hände und Füße, als man sich zum Essen niedersetzte. Der Fidel erklärte, daß es fast schade sei, ein so herrliches Kunstwerk anzuschneiden, da es aber zum Essen da sei, so wolle er in Gottes Namen den Anfang machen, und schnitt sich ein tüchtiges Stück aus Helvetias Busen. Das Iseli aber behauptete, es könne um die Welt kein Menschenfleisch essen, und nahm nichts davon, während Frau Röselin nicht so zartfühlend war und fleißig zulangte.

Nach dem Essen aber blinzelte der Fidel den Charcutier mit dem einen Auge schalkhaft an, legte die Arme breit auf den Tisch und sagte: „Nun, wie ist es jetzt, Iseli, der Schöchly hat um dich gefragt, und ich habe ihm meine Einwilligung gegeben. Jetzt kommt's nur noch auf dich an. Der Schöchly ist ein braver Mann, du weißt es, und sonst paßt auch alles. Ich denke, du sagst ja, und wir können Verlobung feiern.“

Iseli war ganz weiß im Gesicht. Sie sagte aber mit leidlicher Festigkeit: „Vater, du hättest mich vorher fragen sollen, ehe du deine Zusage gegeben hast. Ich habe dem Schöchly nie Hoffnungen gemacht, und er muß das auch ganz gut wissen. So etwas merkt man doch. Ich kann ihn nicht nehmen, so leid es mir um euern schönen Plan tut.“

Der Fidel bekam einen dunkelroten Kopf. „Du kannst ihn nicht nehmen? Darf man vielleicht fragen, warum nicht?“

Iselis gehetzte Augen flogen vom Vater zur Mutter, die mit der Hand Krümel vom Tisch fegte, zum Schöchly, der sie blau und vorwurfsvoll anstarrte. Nirgend Erbarmen. Nur jetzt Mut, nur jetzt fest bleiben!

Es saß mit ineinander gekrampften Händen und zitterte am ganzen Leibe.

„Ich mag ihn nicht!“ stieß es hervor, und es klang schon ein wenig weinerlich.

Der Fidel lachte ein breites Lachen.

„Nun, wenn es nur das ist, das sind Mädchenlaunen! Gelt, Alte? Das gibt sich im Ehestand.“

Frau Röselin antwortete nicht, der Schöchly aber sagte ganz zuversichtlich: „Das meine ich auch. Wenn die Jungfer keinen anderen im Sinn hat, dann will ich ihre Liebe schon noch gewinnen, wenn wir erst verheiratet sind.“

Wie er so sicher und ruhig von Heirat sprach, als sei das eine ausgemachte Sache, da kam dem armen Iseli in höchster Verzweiflung ein rettender Einfall, und es rief schnell: „Ich habe aber schon einen anderen im Sinn, Herr Schöchly. Ich bin verlobt.“

Der Fidel sprang auf. „Verlobt? Seit wann? Gegen wen? Hoffentlich hat dir der Fürsprech Münch keine Flausen in den Kopf gesetzt?“

„Nein, o nein, Vater!“

„So sag's, wer's ist,“ brüllte der Zornbold!

Und in höchster Not stieß das Iseli hervor: „Der Cyriak!“ Dabei dachte es: er wird mir verzeihen, der Cyriak, ich konnt' mir nicht anders helfen! Nun wird er auch zu mir stehen, er läßt mich nicht in der Not sitzen, nein, das tut der Cyriak nicht. Es ist ja nur, daß der Vater einmal Ruh' gibt!“

(Fortsetzung folgt.)



Am Kneiptisch der Mutter Natur.

Ein Bild aus dem Insektenleben. Von Carl W. Neumann.

Was alle Alkoholgegner nicht fertig bekamen, der Weltkrieg hat es zustande gebracht: vorbei ist die wonnige, köstliche Zeit, da im schäumenden Becher die Sorge ertrank und die Seele sich froh in den Himmel hinaufschwingen konnte, bar aller Erdenschwere und Erdenlast. Zum Teufel ist der Spiritus! Die Welt ist prosaisch und nüchtern geworden. „Vögel, Blumen, duftumflossen, — Mahnt mich nicht, daß ich alleine — Bin vom Frühling ausgeschlossen", sang weltschmerzumnebelt einst Nikolaus Lenau. Man möchte heut ähnlich die Falter beneiden, die immer noch taumelnder Seligkeit voll ihren Nektar aus duftendem Blumenkelch in sich hineinschlürfen können. Und Falter sind nicht die einzigen Schwarmgeister, die die Natur einen ganzen lachenden Frühling und Sommer lang, ohne Kriegspreise zu fordern, an ihrem Kneiptisch bewirtet. Vom bloßen Gelegenheitsnipper, der hier und da einen Stehschoppen trinkt, aber sonst ein solides Leben zu führen gewohnt ist, sind bis zum ausdauerndsten Gewohnheitszecher fast sämtliche Kategorien der Genießer im Reich der Insekten vertreten.

Kaum ist im seidigen Stamm einer lenzfrohen Birke der Lebenssaft wieder emporgestiegen, da finden sich schon an den blutenden Wundstellen des Baumes die Freigäste ein. Der ausfließende zuckerhaltige Birkensaft, den ringsum sich tummelnde Hefepilze in Gärung versetzen, duftet zu lieblich und lockend für Kerbtiernasen (die nebenbei gesagt ihren Sitz an den Fühlern, nicht im Gesicht der Insekten zu haben pflegen), als daß er nicht alle vorüberschwärmenden Schleckermäulchen mit Allgewalt zu sich hinzwingen sollte. Und ebenso steht es bei zahlreichen anderen Bäumen, in die ein gefälliger Borkenkäfer, ein Holzbohrer oder sonst ein verwüstender Schädling seinen Brutstollen tief bis ins Lebensmark führte. Ganze Gesellschaften kneipender Moschusböcke, jener hübschen, metallisch glänzenden Langfühlerkäfer, die ihren Namen einer starken, moschusartigen Ausscheidung danken, sind manchmal an morschen, verwitterten Weiden zum Kneipen versammelt, und noch mehr beliebt sind die Kerbtiergelage an knorrigen alten Eichenstämmen, die stark unter Saftfluß zu leiden pflegen.



Am Kneiptisch der Mutter Natur. Nach einer Zeichnung von Hermann Rasche.

Recht unterhaltsam ist oft das Gebaren der Teilnehmer solch einer Stammtischgesellschaft. Mit dumpfem Gebrumm kommen mächtige Hirschkäfer angeflogen, Brautwerber, die sich zur Liebesfahrt rüsten und sich unterwegs gleichsam Mut dazu antrinken wollen im Wirtshaus zur Eiche. Summend schwirren die naschhaften Fliegen, die immer zuerst als die Flinksten, Behendesten da sind, beiseite, sobald die gefährlichen plumpen Geweihträger Platz für sich fordern. Achtung, dem

Achtung gebührt. Große Waldameisen, die in geschäftiger Eile am Stamm auf und nieder hasten, nehmen zwar dann und wann im Vorübergehen ein Kostpröbchen mit von dem schäumenden Eichengebräu, lassen sich aber nicht häuslich am Schenktische nieder. Müßiggang ist nicht ihre Sache. Die braunen Ohrenkneifer dagegen sind seßhafte Trinkkumpane, die sich sogar vor den achtunggebietenden finsteren „Hirschern“ nicht fürchten, wenn diese den Sitzplatz zu wechseln belieben. Blattwespen kommen auf Stippvisite. Eine lüsterne Hornisse saust wilden Flugs um die Tafelrunde, findet jedoch nicht Gelegenheit, sich zu setzen. Gerade als sie sich anbiedern will, fangen unten am Kneiptisch zwei Hirschkäfer miteinander zu raufen an. Wütend packen die Lümmel sich mit ihren mächtigen Kiefergeweihen, balgen sich wie ein Paar Ringkämpfer toll auf dem Platze umher, daß die sittsamen Gäste sich zeitweilig scheu aus dem Stammlokal drücken, und lassen nicht ab von dem wilden Geraufe, bis einer von ihnen kopfüber vom Baum in die Tiefe purzelt. Inzwischen ist dann in der Regel schon wieder an anderer Stelle ein Streit zwischen neidvollen Zechbrüdern ausgebrochen, und so geht es fort, bis der Abend herabsinkt und einer der händelsüchtigen Hirschkäfer nach dem anderen sich aufmacht zum Liebesbummel.

Anders gestaltete Gäste erscheinen alsdann an der Wirtshaustafel: dickbäuchige Nachtschmetterlinge mit leuchtenden Augen, die erst mit Hereinbruch der Dunkelheit munter werden. Mit Ausnahme des großen Totenkopfschmetterlings, der anscheinend niemals an Blüten saugt, sind diese nächtlichen Eulen und Schwärmer durchaus nicht auf sickernde Baumsäfte angewiesen. Ihr wohlentwickelter Schmetterlingsrüssel ist ja direkt eine Anpassung an die im Innern der Blüten verborgenen Honigquellen. Nur die Gelegenheit ist's, was sie anlockt, die selige Lust, ihren Durst einmal abseits vom Tugendpfad stillen zu können. Die Vorliebe der Eulen für derartige Gelegenheitskneipereien ist so unbezwinglich, daß man die Tiere in warmen und windstillen Nächten gleich massenhaft anködern kann durch eine mit wenigen Tropfen Essigäther versetzte Zuckerlösung. Schmetterlingssammler bedienen sich denn auch schon längst dieses einfachen Mittels zur Anlockung seltener Arten, die sich dann leicht, wie berauscht von dem ungewöhnlichen Nachttrunk, mit einem Fangglas erwischen lassen.

Schlemmer von grundsätzlich anderem Schlag sind die Schnabelkerfe, das große, wenig sympathische Heer der Zikaden und Wanzen, der Blattläuse, Schildläuse und wie sie sonst heißen mögen, deren ganze Organisation sich schon mehr oder weniger eingestellt hat auf dauerndes, gleichsam berufsmäßiges Zechen von Pflanzensäften. (Verwandte von ihnen sind beinahe unmittelbar von dem harmlosen Pflanzensaftschlürfen zum Blutsaugen übergegangen.) Neben allerlei listigem Stech- oder Sägewerkzeug beherbergt nämlich ihr Schnabel ein überaus sinnreich konstruiertes Saugrohr mit Pumpvorrichtung, das sie geschickt in das ansaugwürdige Zellsaftgewebe der Pflanzen versenken, um dann in aller Gemütsruhe den kostbaren Lebenstrank wie durch einen Strohhalm sich einzuverleiben. Gewisse Zikaden in warmen Ländern, die oft zu Millionen vereinigt an ihren Nährpflanzen hängen, sind derart unermüdliche Trinkerseelen, daß ihre flüssigen Abgangsprodukte Veranlassung gaben zur Mär von den seltsamen tropischen „Regenbäumen“, aus deren Wipfel zuweilen bei heiterem Himmel und Sonnenschein ein ergiebiger Klatschregen niederfällt, und was unsere heimischen Blattläuse in dieser Beziehung zu leisten vermögen, bezeugen uns in unseren Gärten die klebrigen, glänzenden Honigtautröpfchen, die unterhalb der von den Läusen befallenen Bäume die Zweige und Blätter, Tische und Stühle bedecken. Das Ideal sämtlicher trinkfesten Biermörder- und Fallstaffnaturen müßten aber von Rechts wegen Schildläuse sein, jene winzigen, völlig bewegungslos an der Kneiptafel hockenden Schwellbäuche, die schon in frühester Jugend (als Larven bereits) ihre ewig durstigen Kehlen ans nie versiegende Saftspundloch heften, um sie ihr Leben lang nicht wieder abzulösen. Bei einzelnen dieser sitzfesten Rekordtrinker verkümmern sogar in der Regel die Fortbewegungsorgane, verschwinden wohl auch ganz und gar von der Bildfläche, gleichsam als ob die Natur einem Zipperlein rechtzeitig vorbeugen wollte.

Ernsthaft gesprochen: den Schildläusen schadet natürlich das Trinken von Baumsäften ebensowenig wie allen anderen zechfrohen Kerbtiergestalten, mögen sie nun die Befriedigung bloßer Genußsucht oder wirklicher Lebensbedürfnisse an ihren Stammtischen suchen. Der Stoff, den sie schlürfen, ist Lebenssaft; er gereicht seinen Liebhabern nicht zum Verderben. Gerade die ausdauernde Sippschaft der Schnabelkerfe gedeiht ja so trefflich bei ihrer Lebensweise, daß ihre Vermehrungsfähigkeit bekanntlich in trockenen Sommern jedweden gärtnerischen Maßnahmen zu ihrer Eindämmung spottet.

Auch in der Welt der Insekten ist freilich daneben so etwas wie Alkoholismus im Schwange, und zwar hat das Laster bezeichnenderweise nicht solitäre, das heißt einzeln lebende Kerbtiere ergriffen, sondern ein soziales Insektengemeinwesen höchster Kultur, nämlich den Ameisenstaat. Indessen sind es hier einmal nicht pflanzliche, sondern zur Abwechslung tierische Säfte, die anreizend wirken, aromatische Absonderungen verschiedener Kurzflügelkäfer (Lomechusa, Atemeles, Claviger) sowie Paussusarten, mit denen die Ameisen Freundschaftsbeziehungen unterhalten.

Wo solche „Symphilen“ in einem Ameisenneste sich einquartiert haben, pflegt sich nicht selten das ganze Sinnen und Trachten der Wirtsinsekten um sie zu drehen. Nicht genug, daß die Fremdlinge selber mit Liebe betreut, vor Gefahren beschützt und bei jeder Gelegenheit zärtlich beleckt und gehätschelt werden, damit sie sich möglichst oft und ergiebig ihrer wohlschmeckenden ätherischen Drüsensäfte entäußern, die Ameisen hegen und pflegen nicht weniger eifrig die Kuckucksbrut ihrer sorglos und faul in den Tag hinein lebenden Hausgenossen, was selbstverständlich auf Kosten der eigenen Kinder erfolgt.

In zahlreich mit Lomechusa- und anderen Gästen belasteten Ameisenstaaten unterbleibt nicht allein jede Aufzucht von neuen Königinnen, es verkümmern auch bald die vernachlässigten Arbeiterlarven, so daß nur noch Staatskrüppel aus ihnen hervorgehen, unglückliche Buckelgeschöpfe oder Pseudogynen, die für die Arbeiten zum Wohl der Gesamtheit so gut wie untauglich sind. Nimmt man hinzu, daß die Lomechusabrut obendrein die empfangene Fürsorge damit vergilt, daß sie rücksichtslos Eier und Larven der freundlichen Wirtsleute auffrißt; erwägt man, daß manche Symphilen ihre Eier direkt in die Larven der Ameisen legen und andere, wie die Paussiden, überhaupt nur von Brutraub sich nähren, so kann man sich ausmalen, wie rasch das Verhängnis des Untergangs einer solchen mit Käfern belasteten Ameisenkolonie sich erfüllen muß.

Und all das um eines Genußmittels willen! All das den leidenschaftlich begehrten narkotischen Säften zuliebe, die offenbar in den Ameisenstaaten die Rolle des Alkohols spielen! Es ist vielleicht doch nicht der kleinste Gewinnposten auf der Haben-Seite des Weltkriegs, daß er uns Menschen vor einer ähnlichen sozialen Krankheit bewahrte, indem er dem Dämon des Alkoholismus den Hals brach.



Herbststimmung. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Konrad Heller.

Herbstwald.

Skizze von Bernhard Flemes, Hameln.

Der Herbstwald ist voll bunten Lichtes. Durch braunes, gelbes, rostrotes Glas fließt es. Alles umleuchtet es: Baumstämme, Grenzsteine, den dunklen Waldboden. Gütiges Verstehen und reife Milde lächeln durch den Wald. Der Tag der großen Versöhnung ist herbeigekommen. Aller Wachstumseifer, alles Drängen und Hasten, aller Lebenskampf erscheint schön gestillt. Ein jedes vermag in sich zu lauschen, nun die Unrast des eigenen Seins es verläßt. Sehnsucht erwacht nach Märchen, die schön in den starren Winter hinüberleiten. Die Zeit ist da für den großen Märchenmann.

Sein Gewand hat die gelbe Farbe der Ahornblätter, und es ist mit Ranken bordeauxroten Weinlaubes, mit blauen Pflaumen und purpurnen Blutäpfeln bestickt. Eine Kappe hat er auf dem Kopfe, die ist buchenlaubfarben. Und eine moosgrüne Steinspange leuchtet an dem Schulterausschnitt des Gewandes. Seinen langen, braunen Bart strählt der Wind, und die Augen sind wie rötlichblaue Weinbeeren.

Mächtig und ruhevoll schreitet er durch den Wald. Morgennebel haucht ihm sonnig von den Lippen. Rot glüht sein Angesicht. Wo er kommt, geht ein sanftes Rauschen durch die Wipfel. Er greift hinein, streut die goldenen, bunten Blätter und murmelt dazu: Es war einmal —

Da lauschen Bäume und Büsche.

Er spricht: Es war einmal — und jedes vermeint, das Märchen seines eigenen Lebens zu hören. Und jedes flüstert's ihm nach, streut Blätter hinter ihm drein. In Gold- und Braungewölk geht er dahin. Eicheln und Bucheckern poltern hinter ihm drein. Auf seiner Schulter sitzt ein Häher, dessen Blau leuchtet. Eichhörnchen kobolzen über ihn hin. Und er lacht. Steht irgendwo noch ein eigensinniger Grüner — er braucht ihn nur anzuschauen, und gleich färbt er sich auch. Die immergrünen Fichten, Wacholder und Stechpalmen grüßen ihn: Ei du Bunter, du kommst, und wir fühlen wieder, daß wir sind. Uns mußt du schon ein ganz besonderes Märchen erzählen!

Aber der Bunte spricht lächelnd: Es war einmal —

Da werden sie nachdenksam und schweigen.

Überall läßt er sich sehen: im Bachgrund, am Waldsaum, in der Dickung und auf dem Bergkamm. Im Wirbel des Laubes springt er um die Hänge und steht im Hochwald in seinem sanften Plätschern mit beruhigtem Atem. Schön gebändigt lauschen die Waldmassen auf ihn. Alle Pfade flüstern seine Märchenworte nach. Sie treiben blanke Bäche hinunter und funkeln auf kühlen Teichen. Er geht nur immer und flüstert und plaudert: Es war einmal.

Ein vorwitziges Meislein zirpt ihn an: Was war einmal, du bunter Märchenmann?

Da sagt er still: Es war einmal — ein Leben.

Weiter! weiter! drängt das Vögelchen.

— war ein Leben! sagt er und ist davon.

Die Wipfel werden kahl. Mühsam halten sich noch ein paar Blättchen an leeren Zweigen. Bis auch sie kraus und bunt verwehen.

Da seufzt der Wald: O komm noch einmal wieder, du Bunter, deine Märchen sind verflogen.

Und da kommt er schon. Ein nebelgrauer Schleier hängt über seinem bunten Wams. Seine Weinbeeraugen haben ein festes Leben eingefangen. Und er spricht mit leiser, klarer Stimme: — war einmal — und es wird einmal sein!

Was wird einmal sein? zirpt wieder das Meislein.

— wird einmal ein Leben sein — wird einmal sein —

Grauer Nebel wogt im Walde.



Die Märchenhöhle bei Krzywcze.

Von Dr.-Ing. Hartwig.

Der östliche Teil Galiziens wird durch die ungefähr 150 m tief eingeschnittenen, mit Eichenwäldern bedeckten, an den oberen Rändern von phantastischen, steilen Felsenketten begleiteten Schluchten des Sereth, Zbrucz und Dnjestr aus dem großen podolischen Tafellande herausgeschnitten.

Dieses Gebiet war bisher fast nur dem Archäologen näher bekannt als ein reiches Forschungsgebiet, dem vornehmlich der 1878 gefundene berühmte „goldene Schatz von Michalkow" aus der keltischen Epoche entstammt, das aber außerdem berechtigtes Interesse beanspruchen darf durch Ausgrabungen aus der skythischen Epoche, durch die Entdeckung von Kistengräbern aus der neolithischen Epoche und durch die Funde in der Riesenhöhle Werteba bei Zlote Bilcze, die Massen von Tierknochen, Gefäßscherben und Skeletten aus der Höhlenzeit, sowie eine Menge von verzierten Gefäßen und Figuren aus gebranntem Ton, die an den ältesten Typus von Mykenä erinnern, zutage förderten.

Sollte sich einmal ein Vergnügungsreisender in diese Gegend verirren, so werden ihm die malerischen Trachten und die schönen Frauen auffallen; er wird seine Freude an den herrlichen Eichenwäldern haben und den ziemlich gut erhaltenen Trajanswall bei Wygoda sowie einige der zahlreichen Ruinen besuchen, die von den Zeiten erzählen, da sie als Trutzburgen den Ansturm der Türken und Tataren brechen mußten.

Durch den Weltkrieg ist das Land nach langer Ruhe abermals aus seinem Schlummer friedlicher Weltabgeschiedenheit geweckt worden; doch diente es, bevorzugt von dem übrigen Ostgalizien, nur einmal als Kriegsschauplatz, als die siegreichen Deutschen, Österreicher, Ungarn und Türken im Juli 1917 den Feind über die Grenzen Galiziens zurückwarfen. Bei dieser Gelegenheit lernten auch wir dieses schöne Stück Land kennen und mit ihm eine Sehenswürdigkeit, deren Großartigkeit auch den Weitgereisten verblüfft.

Am Beginn des sich wie ein Dorn zwischen die russischen Gouvernements Podolien und Bessarabien schiebenden südöstlichsten galizischen Zipfels liegt 6 km von der nächsten Lokalbahnhaltestelle entfernt das 2000 überwiegend ruthenische Einwohner zählende Städtchen Krzywcze (sprich Kschiuffschi), und 2 km südlich vom Ort am oberen Rand der Cyganta-schlucht befindet sich am linken Ufer der Zugang zu einer erst 1908 entdeckten „Alabasterhöhle" genannten Grotte.



Der Verfasser dieses Aufsatzes am Eingang der Kristallhöhle von Krzywcze.

Kann unsere prosaische Zeit noch Sagen erfinnen? In Podolien ist es möglich, wo Lesen und Schreiben ein Vorrecht der „Gebildeten" ist, während sich die geistige Betätigung des Volkes ausschließlich auf die strengen Religionsübungen der orthodoxen Kirche erstreckt; daneben stehen Aberglauben und Furcht vor finsteren Gewalten in voller Blüte. Die Sage erzählt, daß vor zehn Jahren spielende Kinder Steine in ein Loch geworfen haben, und daß diese Steine wieder herausgeflogen seien. Nach den Erzählungen der Kinder untersuchte ein Neugieriger das Loch näher und fand so den Zugang zur Höhle. Die ruthenischen Ortsbewohner betrachten die Höhle als Aufenthalt der Mutter Gottes und erklären auf diese Weise das Wunder der wieder herausfliegenden Steine, die die heilige Stätte nicht berühren durften. Zwei Kapellen, zu denen Scharen von Gläubigen pilgern — eine größere auf der Höhe des Berges und eine kleinere, die direkt unter ihr auf dem Höhleneingang steht —, sind das äußere Zeichen der Verehrung der Stätte.

Durch diese Umstände wurde uns der Besuch der Höhle außerordentlich erschwert. Die Einwohner betrachten nämlich das Eindringen von Fremden als eine Entweihung ihres Heiligtums und suchen diese durch Erzählung von Schauergeschichten von ihrem Vorhaben abzuhalten. Es wurde uns von vielen erzählt, die sich in dem ungeheuren Labyrinth der Höhle verirrt hätten und nie wieder ans Tageslicht gekommen wären; täglich sollten in der Höhle große Felsstürze vorkommen, und ein biederer Alter versicherte uns, daß wir 150 km kriechen müßten, bis wir wieder zum Eingang kämen. Ob er mit dieser Zahlenangabe irgendeine Vorstellung verband, muß dahingestellt bleiben.

Dieser Widerstand, den wir erwartet hatten, hatte die unerfreuliche Folge, daß sich niemand bereit fand, uns in der Höhle zu führen. Selbst der angesehene Joseph Grogyel, der mit einem Ingenieur Gutkowski drei Monate lang einen Teil der Höhle durchforscht hatte, bis die eindringenden Russen diese Tätigkeit unterbrachen, brachte uns nur bis zum Eingang der Höhle; er war aber trotz des hohen Ansehens, in dem die deutschen Offiziere auch hier stehen, und trotz eines sehr reichlichen Trinkgeldes nicht zu bewegen, die Höhle mit Leuten protestantischen Glaubens zu betreten.



Blick ins Land. Nach einem Gemälde von Alfred Weczerzick.

Nun hieß es kostbare Zeit zu opfern, um den Eingang zur eigentlichen Kristallhöhle ausfindig zu machen. Wir zogen in Erwartung der kommenden, Stoffe mordenden Strapazen Drillichzeug über die Uniformen, versahen uns mit Handlaternen und machten uns in dieser Ausrüstung ans Werk.

In der kleineren Kapelle führt eine Leiter durch eine brunnenartige Öffnung in die Tiefe. Am Fuße dieser Leiter beginnt gleich die beschwerlichste Stelle der ganzen Höhlenwanderung, ein ungefähr 20 m langer, steil nach unten abfallender Felsspalt, der so eng ist, daß man seine volle Kraft einsetzen muß, um sich durchzuzwängen. Eine einzige Rotte unserer Pioniere würde in wenigen Tagen einen bequemen Gang sprengen, aber den Bewohnern scheint dieser Zustand als Abschreckungsmittel für Fremde angezeigt zu sein, ebenso wie sich in der Höhle auch nicht das geringste Wegezeichen findet, das mit Kalk oder Farbe leicht anzubringen wäre. So schützt sich das Heiligtum selbst und öffnet nur beharrlichen Besuchern seine Wunder.

Nach Überwindung des Eingangsschlundes geht es etwas leichter vorwärts, man kann wenigstens die Knie anziehen und sich schneller vorschieben; dann kommen lange Strecken, in denen man mit der Laterne im Munde auf allen vieren laufen kann, doch ab und zu muß man wieder auf dem Bauche durch eine Spalte kriechen, in der man nur das Abstoßen mit den Füßen als Fortbewegungsmittel anwenden kann.

Bald tat sich vor uns ein ungeheures Labyrinth von niedrigen Felsspalten auf, und wir konnten die Furcht der Einwohner in solch ungewohnter Umgebung vollkommen begreifen. Unseren Weg versahen wir mit Kreidezeichen, und wo diese versagten, wandten wir das Mittel an, das weiland Theseus schon vor Tausenden von Jahren erprobte, um den sicheren Rückweg aus dem Labyrinth zu finden: wir wickelten eine Rolle Telephondraht ab, die kräftige Pionierfäuste den Berg heraufgeschleppt hatten. Schon zeigten sich ab und zu vereinzelte schöne Kristallbildungen, und öfters warf Marienglas den Schein unserer Laternen zurück. Doch das Kriechen ins Ungewisse ermüdete sehr; der Rücken schmerzte von den vielen Stößen, die vorstehende Felszacken ihm erteilt hatten. Wie manche Spalte, die verlockend aussah, verlor sich im undurchdringlichen Fels, so daß wir wieder zurückkriechen mußten. Doch immer wieder behielt der Humor die Oberhand; wir ruhten aus und sangen das wirklich angebrachte Lied: „Im tiefen Keller sitz' ich hier . . ."

Schon erwogen wir nach den langen Irrfahrten, die Fahrt abzubrechen, als unsere Mühe herrlich belohnt ward, denn wir stießen auf eine Felsspalte, in der man sogar stellenweise gebückt gehen konnte und die nach einer Viertelstunde in einen sich immer mehr erweiternden Gang überging und in eine Halle, die Eingangspforte der eigentlichen Höhle, führte.

Der Gipsstein der Grottenwände ist durchsichtig und läßt sich in dünne, glasartige Täfelchen spalten; er gehört dem die sarmatische Stufe umfassenden Miozän an. Die Gesteine sind horizontal gelagert wie alle oberen Schichten des galizischen Podoliens. In den einzelnen

Höhlenräumen finden sich Gipskristalle in so ungeheuren Mengen, in einer Größe, Reinheit und Schönheit, wie sie meines Wissens keine der bisher bekannten Grotten Europas aufweisen kann.

Die wundervollsten Rosen, zu großen Sträußen zusammengefaßt, blühen aus den Wänden: Tierköpfe schauen aus den Ecken, Bienenkörbe wölben sich dazwischen; die Phantasie entdeckt ganze Burgen und Schlösser in feinster Kleinarbeit: von der Decke hängen riesige Kronleuchter herab, und jedes einzelne dieser Stücke glitzert über und über im Lampenschein, als hätten vollendete Goldschmiedekunst und fürstlicher Reichtum Meisterwerke hervorgebracht. Unter der diesmal mitgebrachten Magnesiumbeleuchtung glänzt und funkelt der ganze Raum in wunderbaren, zaubervollen Lichtern, eine Wirkung, die auch die hochgespannteste Erwartung noch weit übertrifft.

An anderen Stellen rücken die Wände näher aneinander zu Spalten, die unten breit sind und in 6 bis 8 m Höhe aneinander laufen. In diesen Spalten ist kein einziger dunkler Fleck vorhanden, Tausende und aber Tausende von Kristallen bedecken, so weit das Auge dringt, Wände und Decke und funkeln in beinahe übernatürlicher Pracht. Das Märchenschloß, das sich einst unsere blühende Kinderphantasie ausmalte, ist Wirklichkeit geworden, und wir würden uns nicht wundern, wenn plötzlich die schönste Prinzessin mit ihrem Hofstaat gewandelt käme, um von diesen Räumen Besitz zu ergreifen. Jedenfalls verstehen wir jetzt den Glauben der ruthenischen Bauern, die sich in Anlehnung an die kostbaren Heiligenbilder in den orthodoxen Kirchen solche nie gesehene Pracht nur als für die Mutter Gottes geschaffen denken können.

Die Gänge werden langsam breiter, die Kristalle werden seltener und verschwinden schließlich ganz. Dafür zeigt der nackte, ausgewaschene Fels Gebilde von einer solchen Wucht, daß man dort zu stehen glaubt, wohin Richard Wagner den Aufenthalt germanischer Götter und Helden verlegte. Hier finden sich auch kleine Stalaktite und Stalakmite, und hier ist auch Wasser vorhanden, während die Kristallräume vollkommen trocken sind.

Wieder treten die Spalten zusammen, wieder sind die Wände vollkommen bedeckt mit Kristallen, und wieder öffnen sich Räume und Hallen in unerhörter Pracht. Das wiederholt sich so oft, daß es ganz unmöglich ist, ohne gründliche Erforschung einigermaßen einen Überblick über dieses Labyrinth zu gewinnen.

Wir haben das gleiche Gefühl des Erlebens, das einen Musikverständigen während der Uraufführung einer Meisteroper beseelt; wir stehen vor einer Sehenswürdigkeit allerersten Ranges gewissermaßen als Premierenpublikum; denn nur von einem einzigen Verständigen ist die Höhle bisher erforscht worden, während sie für die große Öffentlichkeit noch den Dornröschenschlaf ostgalizischer Weltabgeschiedenheit schlummert. Dabei verdient sie es fraglos, den Sehenswürdigkeiten Europas angegliedert zu werden.

Ehe sich ein großer Fremdenstrom nach Krzywcze ergießt, müßten aber die Grotten elektrisch beleuchtet und vor allem bequem zugänglich gemacht werden; denn jetzt bedarf es großer Ausdauer und eines völlig durchgearbeiteten Körpers, um bis in das Märchenreich vordringen zu können. Aber trotz aller Verbesserungen an der Höhle selbst und weiterer durch Anlage von Gasthöfen im Städtchen und so fort müßten die Besucher von Stanislau 200 Kilometer mit galizischen Lokalbahnen fahren. Ob bei dieser Anstrengung viele bis zum Ziele durchhalten werden, erscheint sehr fraglich. Krzywcze wird daher wohl noch lange ein friedliches Städtchen bleiben und sich seines unberührten Heiligtums erfreuen können.

Jedenfalls wäre es sehr zu begrüßen, wenn die österreichische Regierung oder die galizischen Landesbehörden Mittel bereit stellen würden, um auch diesen Schatz für die Wissenschaft erforschen zu lassen. Vermutlich werden sich ja nach dem Kriege die Behörden eingehender mit dem erst jetzt entdeckten Ostgalizien zu beschäftigen haben, dessen überaus große Fruchtbarkeit der Allgemeinheit in weit höherem Maße als bisher nutzbar gemacht werden sollte.

Lieder der Liebe.

Erinnern. Von Hellmuth Unger.

Du bist nicht tot!
Wenn du auch fortgegangen,
Ueberall spüre ich deiner Liebe seligen Hauch,
In des Morgens frühem, blassem Rot,
Da wir so oft uns liebend umfangen,
Und im Abend auch.

Du bist im Wind, der an meine Scheiben schlägt,
In den Blumen, die mein blühender Garten trägt,
Du bist in Stimmen, die von der Straße herüberwehn,
Du bist in Schritten, die an meinem Leben vorübergehn.

Du blickst mich immer aus fremden Augen an,
Du grüßt mich heimlich, wenn anderer Hand
In stiller Stunde tastend die meine fand.
Weißt du, warum ich dich niemals vergessen kann?

Dein. Von Carl Hagen-Thürnau.

Mein letzter Gedanke, geh' ich zur Ruh',
Bist du, nur du.
Mein erster Wunsch, wenn das Dunkel wich,
Sucht dich, nur dich.
Dazwischen: Im Traumsee ein treibender Kahn,
Ein Wettrennritt auf der Tagesbahn.

Allabends kommt heimlich mein Herz zu dir,
Nur bis an die Tür:
Dann findest du morgens im Sonnenschein
Als dein, nur dein,
Den Kranz, den ich gewann am Tag,
Die Perle, die im Traumsee lag.





Das Handwerkszeug des Riesen.

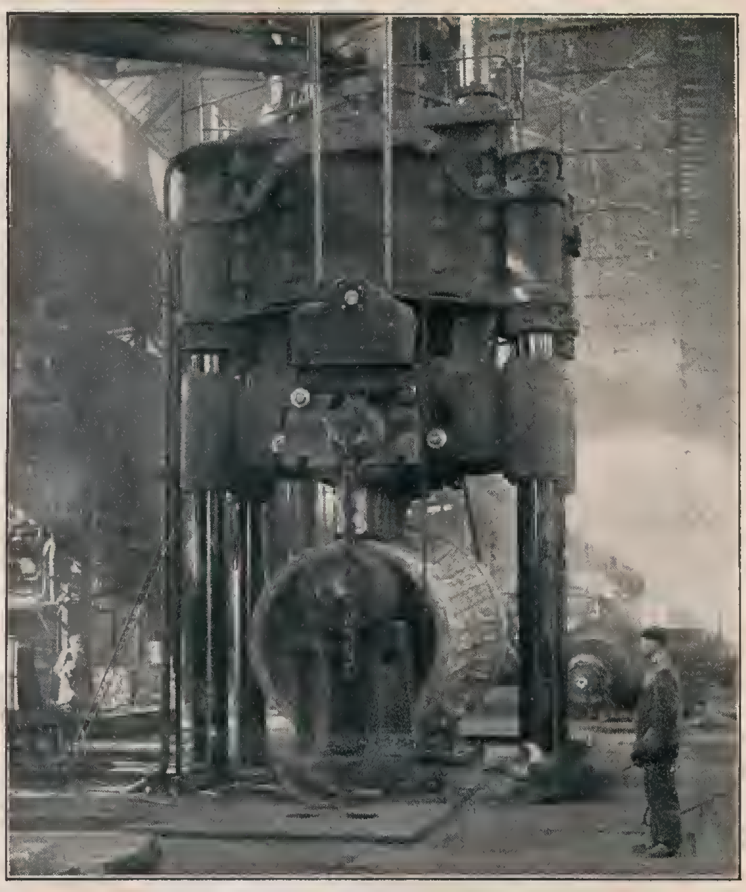
Von Dr. Albert Neuburger.

(Hierzu acht Abbildungen.)

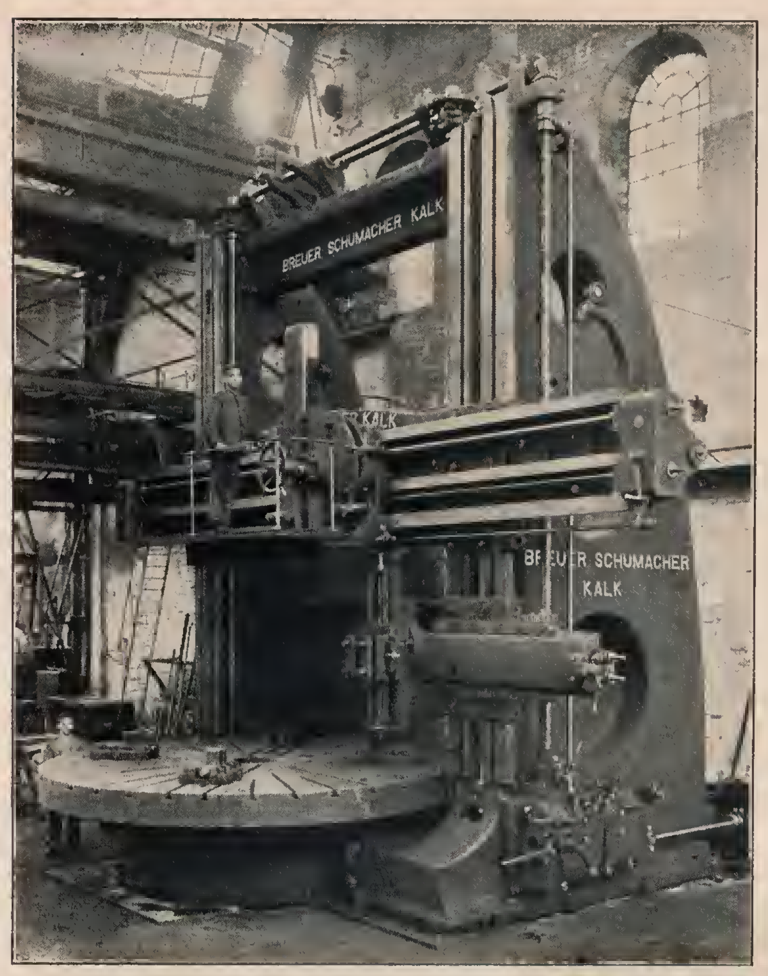
Links: Wasserturbinenrad einer Ueberlandzentrale. Rechts: Riesenkammrad für die Förderanlage eines Bergwerks.

Der österreichische Heerführer Boroevic hat diesen Krieg als einen „Krieg der Technik" bezeichnet: Die Kyklopen der spätgriechischen Sage scheinen wiedererstanden zu sein, die als Gehilfen des Hephästos den Helden Waffen schmiedeten. Freilich hat sich das Aussehen der Waffen und das der Kyklopen, nicht zuletzt aber das ihres Handwerkszeuges, ganz beträchtlich geändert. Der riesige Schmied, der Kyklop von heute, ist die deutsche Industrie. Auch sie schwingt den Hammer, unter dessen wuchtigen Schlägen das ungeformte Metall Gestalt annimmt. Aber dieser Hammer, dieses Handwerkszeug des Riesen, zeigt neue, zeitgemäße Formen, es hat die Gestalt jener Gebilde einer vervollkommneten Technik angenommen, die man als „Werkzeugmaschinen" zu bezeichnen pflegt. Steht man vor diesen Maschinen, so setzen nicht nur ihre Wucht und Größe in Erstaunen, sondern auch das Geheimnisvolle ihrer Bewegungen sowie die Vielseitigkeit des Mechanismus, durch den diese hervorgebracht werden. Diese Vielseitigkeit ist aber nur eine scheinbare. Untersuchen wir die Werkzeugmaschinen, das Handwerkszeug des Riesen von heute, genauer, so erkennen wir, daß sie schließlich nichts anderes sind als die letzte Stufe einer Entwicklung, die sich auf ganz einfache Formen, die sich auf das Handwerkszeug des Urmenschen zurückführen läßt. Man weiß, daß der Hammer aus der Faust hervorgegangen ist, die in frühesten Zeiten einzig als Waffe diente und deren Wirkung der Mensch schon damals dadurch verstärkte, daß er einen Stein damit umklammerte. Dann band er diesen Stein mit Bast an ein Stück Holz, und der Hammer war fertig! Von dieser Faust des Urmenschen bis zum Dampfhammer und zur Schmiedepresse führt eine ununterbrochene Kette der Entwicklung, und so ist es bei allen Werkzeugmaschinen. Halten wir uns stets vor Augen, daß sie alle aus unendlich einfachen Vorrichtungen hervorgegangen sind und daß sie genau dasselbe, nur in verstärktem Maße, leisten wie diese einfachen Vorrichtungen, so werden wir trotz aller scheinbaren Umständlichkeit ihr Wesen leicht verstehen.

Wenn wir die deutsche Industrie mit dem Riesen verglichen haben, der den Hammer schwingt, so können wir die Berechtigung dazu aus ihren Leistungen herleiten, die auch während des Krieges größer und bedeutender geblieben sind als die anderer Länder, vor allem Amerikas, das es ja verstanden hat, die Leistungen seiner Industrie stets als etwas Besonderes hervorzuheben. Kurz vor dem Kriege wurde dort die größte Dynamomaschine der Welt gebaut, die 25000 Pferdestärken leistete. Alle Zeitungen und Zeitschriften waren voll von dem Unerhörten, Unübertrefflichen dieser Leistung. — Amerika stand wieder einmal groß, stand einzig da! Nur ganz kurze Zeit später wurde in Deutschland eine Dynamo von gleicher Größe, also ebenfalls von 25000 Pferdekräften, fertig, die baulich bedeutend besser, und da sie durch eine Dampfturbine angetrieben wurde, viel schwerer auszuführen war. Hiervon hörte man weniger, fast gar nichts. Dann brach der Krieg aus. Die Zufuhr wurde uns abgeschnitten, Metalle wurden knapp,



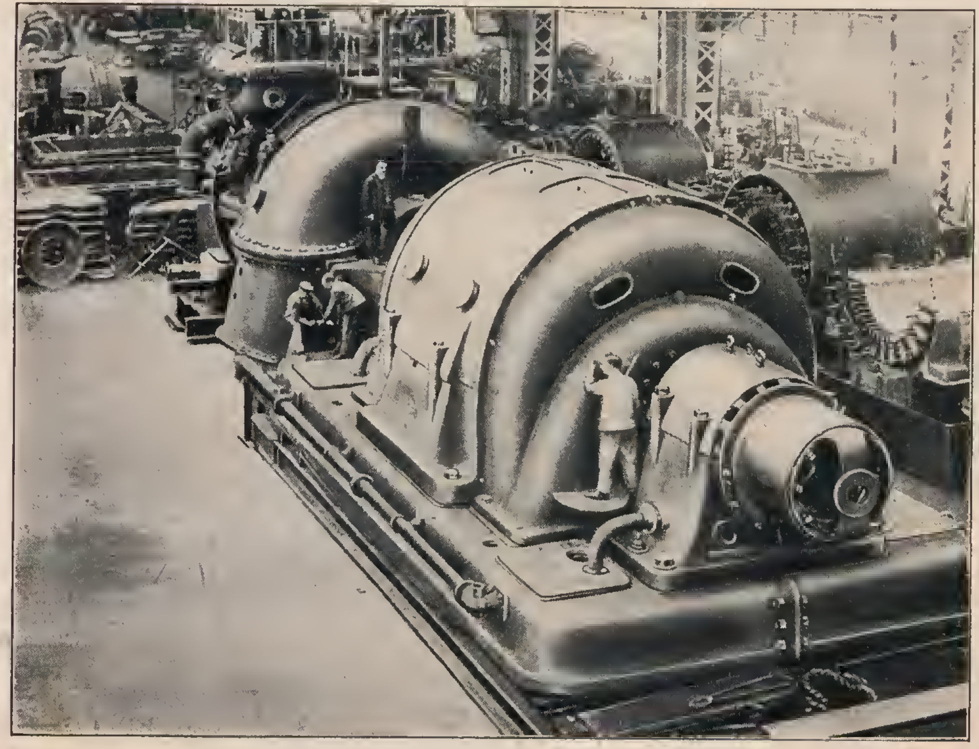
Eine hydraulische 2000-Tonnen-Schmiedepresse beim Schmieden von Turbinentrommeln. Trommellänge 2,7 Meter, Gewicht des Rohblocks 37000 Kilogramm.



Riesendrehbank zum Abdrehen von schweren Gußstücken aus Eisen oder Stahl.

aber nichtsdestoweniger hat die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft zu Berlin während des Krieges die größte Dynamomaschine erbaut, die jemals aus einer Werkstätte hervorging, eine Maschine, die nicht weniger als 75000 Pferdestärken leistet und die eine ganze deutsche Provinz mit Licht und Kraft versorgen wird. Dabei fehlte es tatsächlich an wichtigen Metallen; aber es ist gelungen, diesen Mangel durch ein sinnreich erdachtes Verfahren auszugleichen. Zahlreiche Vorzüge hat diese eben vollendete Maschine vor den amerikanischen oder englischen Konstruktionen voraus, und staunend fragen wir auch hier wieder: Wie sieht das Handwerkszeug aus, mit dem die deutsche Industrie derartige Leistungen vollbringt, mit dem sie eine Maschine baut, die gewissermaßen selbst Handwerkszeug ist? Liefert sie doch den belebenden Strom, der Tausende und aber Tausende von Werkzeugmaschinen in unseren großen Industriegebieten in Bewegung setzen wird.

Große Zwecke erfordern große Mittel! Welche gewaltigen Mittel wir in Anwendung bringen müssen, um derartige Maschinen in Bewegung zu setzen, erkennen wir am besten dann, wenn wir ihre Einzelteile ins Auge fassen. Was für ein riesenhaftes Gebilde ist solch ein Turbinenrad für die Wasserturbine einer Überlandzentrale! Wie schwer, wie gigantisch und doch wie genau gearbeitet ist ein Kammrad für die Förderanlage eines Bergwerkes. Es gleicht in bezug auf die Genauigkeit seiner Ausführung dem Kammrad einer Uhr. Die Abmessungen der Einzelteile sind nicht minder sorgfältig als bei diesem bis auf Bruchteile eines Millimeters innegehalten. Derartige Räder werden gegossen. Eine hohe Vervollkommnung der Gießereitechnik gehört dazu, um solche Eisenmassen zu schmelzen und kunstgerecht in die Gußformen zuleiten. Gewaltige Drehbänke sind nötig, um die Gußstücke nachzuarbeiten. Eine solche Drehbank, wie sie für einen anderen Zweck, nämlich zur Bearbeitung von Turbinenzylindern, dient, ist in unserer obigen Abbildung wiedergegeben. Von ihren Abmessungen kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß

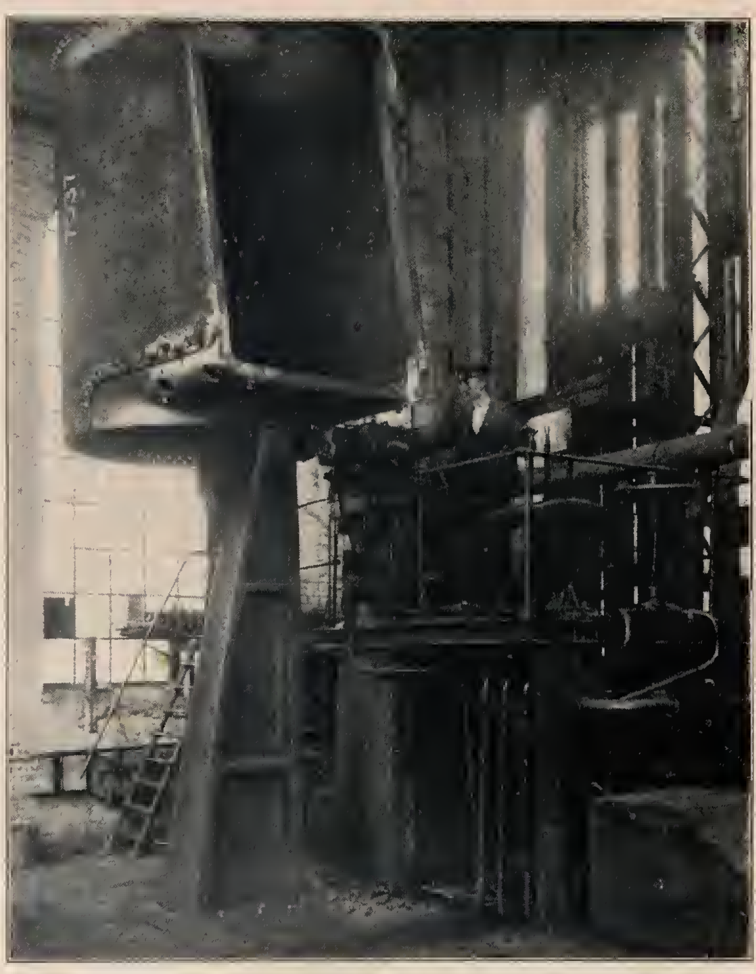


Ein Turbodynamo von 75000 Pferdekräften.

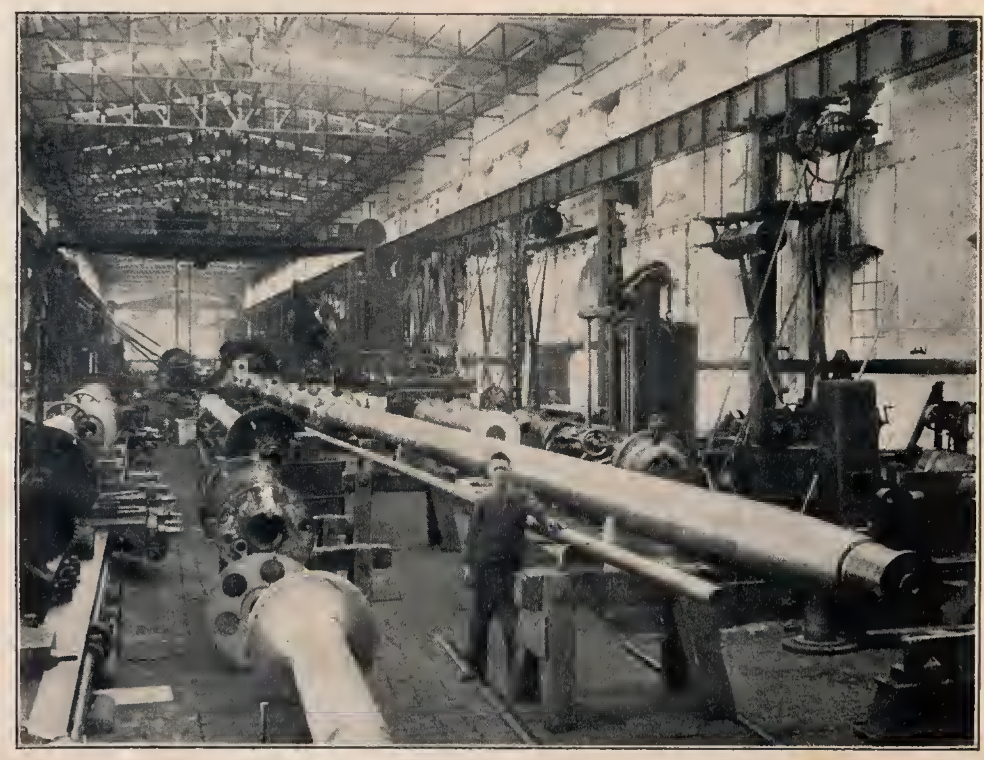
jeder der beiden Ständer nicht weniger als 7,3 m hoch ist und 22000 kg wiegt. Diese Ständer sind so fest montiert, daß beim Arbeiten noch nicht die geringste Schwankung an ihnen festzustellen ist. Auf ihnen können Zylinder von $4^1/_2$ m Durchmesser im Gewicht von 60000 kg bearbeitet werden. Sie liegen dabei auf dem unteren runden Tische auf, der sich wie ein Karussell dreht und daher „Karusselldrehbank" genannt wird. Von oben her greift dann der Drehstahl an, der Schicht um Schicht des Eisens weghobelt. Er ist aus einer Stahllegierung hergestellt, die fast die Härte des Diamanten aufweist. Welche Metallmassen hier entfernt werden, mag man daraus ersehen, daß ein Turbinenzylinder von 60000 kg nach der fertigen Bearbeitung nur noch 15000 kg wiegt. Es wurden also nicht weniger als 45000 kg Eisen auf der Drehbank weggearbeitet!

Kehren wir zu dem neuesten Wunder deutscher Technik, der Riesendynamo von 75000 Pferdestärken, zurück! Es ist eine Turbodynamo, d. h. Turbine und Dynamomaschine sind zu einem einzigen Ganzen vereint. Das Gesamtgewicht der Maschine beträgt 445000 kg. Der drehbare Teil der Dynamomaschine allein hat eine Länge von nicht weniger als 9 m und kann eine Geschwindigkeit von 1500 Umdrehungen in der Minute erreichen — eine Geschwindigkeit, von der wir uns angesichts eines Gewichts von 106000 kg keine richtige Vorstellung mehr zu machen vermögen! Wir bewundern die Tragkraft sowie die Festigkeit der langen Welle, die eine derartige Beanspruchung auszuhalten vermag. Solche Wellen vermag der Riese, vermag die deutsche Industrie in ganz gewaltigen Ausführungen herzustellen. Unsere Abbildung zeigt eine Welle von 44,8 m Länge, die nicht weniger als 55000 kg wiegt. Wie sieht nun das Handwerkszeug aus, mit dem man derartige Leistungen vollbringt, mit dem man die gewaltigen Stahlblöcke, die zur Herstellung derartiger Werkstücke dienen, bearbeitet?

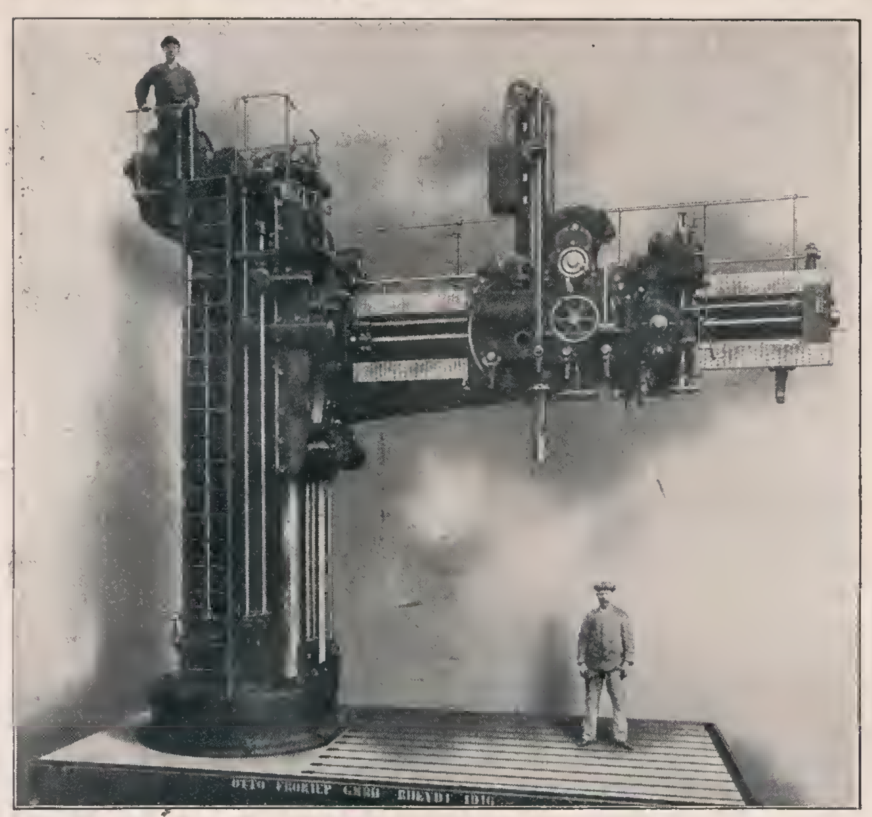
Aus unseren Kindertagen ist uns die Erzählung von dem gewaltigen Dampfhammer der Kruppschen Werkstätten bekannt, dessen Schläge man in kilometerweiter Entfernung an den Erschütte-



Eine Nietmaschine, auf der ein Dampfkessel schwebt, dessen Teile zusammengenietet werden.



Eine 44,8 Meter lange Welle im Gesamtgewicht von 55000 Kilogramm.



Ausleger=Bohrmaschine mit gewaltigen Abmessungen.

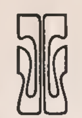
Soweit erscheint alles ganz einfach. Das Riesige der Leistung vermögen wir erst dann zu erfassen, wenn wir sie uns zahlenmäßig vor Augen halten. Die Eisentrommel, die hier bearbeitet wird, wiederum eine Turbinentrommel, hat ein Gewicht von 37000 kg und besitzt eine Länge von 2,7 m. Die Presse drückt auf sie mit einem Druck von 2000000 kg. Würde der obere Teil des Zylinders, der Zylinderdeckel, brechen, so würde unter der Wucht des herrschenden Druckes aus ihm ein Wasserstrahl emporschießen, der im luftleeren Raum ungefähr 6000 Meter emporsteigen würde. Führen wir diese Maschine, dieses Riesenhandwerkszeug, auf ihre einfachste Form zurück, so ist ihre Leistung der Art nach schließlich auch weiter nichts als ein einfacher Druck, jener Druck, den auch der Urmensch schon mit Hilfe des Daumens auf den Ton ausübte, um ihn zur Schale zu formen. Also Einfachheit und Gleichartigkeit der Arbeitsweise trotz der riesigen Abmessungen der Maschine! Der Beweis, daß

rungen des Erdbodens verspürte. Diese Erschütterungen, die der Dampfhammer hervorbrachte, führten dazu, im Lauf der Zeit an Stelle solcher Hämmer sogenannte „Schmiedepressen" zu verwenden, in denen die Formgebung nicht durch das Niederfallen eines Eisenstückes von gewaltiger Schwere, des sogenannten „Hammerbärs", sondern durch Pressen erzielt wird. Unsere Abbildung S. 29 stellt eine solche Schmiedepresse dar. Die Konstruktion ist ziemlich einfach. Unten in der Mitte eine Art Amboß, auf den das zu bearbeitende Stück aufgelegt wird und der eine ihm angepaßte Form, in unserem Falle die einer Rolle, erhält. Darüber, von eisernen Säulen getragen, ein Gerüst, dessen starke Verschraubungen schon erkennen lassen, daß hier eine außerordentliche Leistung in Frage kommt. Über dem Werkstück ein Eisenklotz, der an die Stelle des Hammerbärs getreten ist und der einfach auf das Werkstück niedergedrückt wird, wodurch es ebenso seine Form erhält. Das Niederdrücken geschieht mit Hilfe von Wasserkraft. Im oberen Teil über dem Preßstempel befinden sich ein oder mehrere Hohlzylinder, in die mit Hilfe einer Pumpe Wasser eingepumpt wird. Der Druck des Wassers preßt dann den Stempel gegen das zu bearbeitende Stück.

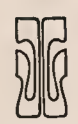
auch sie im Grunde nur ein einfaches Handwerkszeug ist, geht noch besser aus der Betrachtung der Nietmaschine hervor. Will man irgend etwas zusammenheften, so nimmt man es zwischen zwei Finger. Diese Maschine (Abb. S. 31) trägt einen gewaltigen Dampfkessel, dessen eiserne Platten zusammengenietet werden, gewissermaßen auf der Fingerspitze und dreht ihn so, daß der rechts stehende Niethammer angreifen kann. Aus dem Bohrer ist die große Bohrmaschine hervorgegangen, bei der die Länge des Ausladers, also des oberen Querbalkens, an dem die eigentliche Bohrvorrichtung verschoben wird, nicht weniger als $3^1/_2$ m beträgt. Die zu bohrenden Eisenteile werden unten auf die Auffpannplatte aufgelegt und hier befestigt. Die Aufspannplatte gleicht der rechten Hand, die das zu durchbohrende Brett festhält: der Auslader oben nebst Bohrmaschine der linken, durch die der Bohrer gehandhabt wird. Statt des Bohrers kann auch eine Säge in Tätigkeit treten, genau so, wie die menschliche Hand beide zu führen vermag. Es sind also wirklich Riesenhandwerkszeuge im vollsten Sinne des Wortes, deren sich die deutsche Industrie bedient, um die gewaltigen Leistungen zu vollbringen, die die Welt in Neid und Erstaunen setzen.

Herbst. Von Fritz Kudnig.

Die ersten Blätter fallen
im Wind ...
Geschwind:
Noch einen Kuß! Wer weiß ...
ob wir nicht morgen schon
den Krallen
des Tigers Tod verfallen sind,
mein Kind.
Wer weiß ...
Geschwind!



Brot ohne Mehl.



Ein neues Brotbereitungsverfahren. Von Dr. Alfred Gradenwitz.

In wenig Dingen hängt die Menschheit so treu an dem seit Jahrtausenden überkommenen Verfahren, wie bei der Brotbereitung. Von technischen Verbesserungen abgesehen, ist der Hergang heute noch derselbe wie in den frühesten Zeiten menschlicher Kultur: das Getreidekorn wird — bei Naturvölkern zwischen zwei Steinen oder auf einer Handmühle, bei Kulturvölkern in eventuell technisch hochvervollkommneten Mühlen mit mechanischem Antrieb — zu Mehl vermahlen, das Mehl unter Hinzufügung von Wasser, Sauerteig und meistens Salz zu einem Teig verknetet und der fertige Teig im Ofen gebacken. Die technischen Vervollkommnungen bezweckten in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege vor allem immer größere Feinheit des Mehls, bis man dann eines schönen Tages darauf aufmerksam wurde, daß die hierbei verloren gehenden, zum großen Teil aus Kleie bestehenden Bestandteile des Korns doch vielleicht mit Vorteil dem Brot beigegeben werden könnten. Ja, die allenthalben erstehenden Verfechter des sogenannten „Vollbrots" behaupteten sogar, daß ihre Erzeugnisse dem feinen Brot nicht nur gleichwertig, sondern an Nährkraft sogar überlegen wären.

Erst in jüngster Zeit haben eingehende wissenschaftliche Untersuchungen der bedeutendsten Ernährungsphysiologen in diese Verhältnisse einigermaßen Licht gebracht. Wohl enthält die dem Vollbrot beigemengte Kleie noch wertvolle Eiweißstoffe, aber das menschliche Verdauungssystem ist nicht imstande, sie aus ihrer unlöslichen Zellulosehülle freizumachen und kann daher nur 30 bis 50 Prozent des im Brot enthaltenen Eiweißstoffes ins Blut überführen. Hierzu kommt, daß die unlöslichen Schalenteile auf die Verdauungsorgane häufig einen starken Reiz ausüben, der zu ernstlichen Gesundheitsstörungen führt.

Während des Krieges ist die Frage der Bekömmlichkeit etwas in den Hintergrund und dafür die einer günstigen Ausnutzung des Brotkorns mehr in den Vordergrund getreten. Aus diesem Grunde essen wir gegenwärtig ein Brot, das — von etwaigen Streckmitteln abgesehen — eine Art Vollbrot ist und daher auch von empfindlichen Personen nicht immer gut vertragen wird, während andere, und sogar medizinische Autoritäten, in ihm geradezu das gesundheitsfördernde Brot der Zukunft sehen.



Vollbrot, direkt aus Getreide hergestellt. Phot. Alice Matzdorf.

Schreiber dieses hat Gelegenheit gehabt, den Werdegang eines Brotes in Augenschein zu nehmen, das mit der von altersher überkommenen Praxis grundsätzlich bricht und ohne die bisher unerläßliche Zwischenstufe, das Mehl, direkt aus dem Getreidekorn den Brotteig herstellt. Bevor wir an eine Beschreibung des Verfahrens gehen, wollen wir vorwegnehmen, daß es nicht nur sparsamer, sondern auch hygienischer ist als das bisher übliche und ein Erzeugnis von großem Wohlgeschmack und unerreichtem Nährwert liefert.

Nach vorheriger mechanischer Reinigung wird das Getreide etwa eine halbe Stunde lang in heißem Wasser (von etwa 60° C) mit einer intensiv wirkenden Schüttelvorrichtung behandelt, die es von seiner unlöslichen und unverdaulichen Schale befreit. Ist dies geschehen, so handelt es sich darum, die Getreideschalen von dem Korn zu trennen. Zu diesem Zwecke wird der Inhalt des ersten Troges in einen Behälter ausgeschüttet, in den fortwährend Wasser zufließt. Durch einen Strom von Preßluft wird dieses Wasser und mit ihm sein Getreideinhalt so stark aufgewühlt, daß sich nicht nur die Schalen, sondern auch alle Verunreinigungen an der Oberfläche ansammeln und dort eine dunkle Schicht mit darüber liegendem weißen Schaum bilden, die jedoch allmählich — im Verlauf von höchstens zehn Minuten — durch das stets aufs neue zu und ab fließende Wasser weggeschwemmt wird, so daß der Wasserinhalt des Behälters schließlich völlig durchsichtig und das darunter befindliche Getreide deutlich sichtbar wird. Das nach unten abfließende Wasser läßt in einem Sieb die Schalen zurück, die als sehr wertvolle reine Zellulosesubstanz für technische Verwendungen außerordentlich geschätzt sind. Sobald das Wasser völlig klar geworden ist, wird das nunmehr völlig gereinigte und von seinen Schalen getrennte Getreide durch Öffnen des Bodens in das im unteren Stockwerk befindliche Walzwerk entleert. Dort passiert es über eine Anzahl paarweise oder zu dreien übereinander angeordneter Granitwalzen. Diese Walzen (bei der vom Verfasser besichtigten Anlage 11 an der Zahl) drehen sich mit verschiedener (von oben nach unten wachsender) Geschwindigkeit, und zwar die nebeneinander liegenden in entgegengesetzter Richtung, so daß das gesäuberte, geschälte und

aufgeweichte Getreidekorn immer stärker zerquetscht wird und schließlich aus dem untersten Walzenpaar in Form eines wunderbar feinen, gleichmäßigen Teiges heraustritt. Der ganze Vorgang dauert nur etwa eine Minute, so daß in 30 bis 45 Minuten nach Einbringung des Getreides in den Schütteltrog das Korn in Brotteig verwandelt ist.

Dieser Teig braucht nur noch mit den notwendigen Zusätzen an Salz, Wasser und Sauerteig versehen zu werden, um dann in gleicher Weise geknetet und verbacken zu werden wie der nach dem gewöhnlichen Verfahren aus Mehl hergestellte.

Ebenso wie bisher jede Berührung des Getreidekorns mit Menschenhand völlig ausgeschlossen war — auch in einer großen Anlage ist zur Bedienung der ganzen bisher beschriebenen Maschinenanlage ein einziger Mann ausreichend —, erfolgt auch die weitere Behandlung auf rein maschinellem Wege. Der Teig, dem gegenwärtig nach den behördlichen Vorschriften 10 Prozent Kartoffelpräparate beigemischt werden müssen, wird in Knetmaschinen behandelt, schließlich durch eine besondere Maschine in einzelne Stücke zerschnitten, die dem Gewicht eines Brotes entsprechen, und in einer weiteren Maschine zu einem Brot geformt. Dann wird er in den Backofen geschoben und dort in derselben Weise verbacken wie gewöhnlicher Brotteig.

In zwanzigjähriger rastloser Arbeit hat der Brotspezialist Groß, der Erfinder des Verfahrens, die sehr bedeutenden technischen Schwierigkeiten überwunden. Sein Brot ist zwar auf grundsätzlich anderem Wege hergestellt als alle anderen sogenannten Vollbrotsorten, ist aber gerade darum als wirklich ideales Vollbrot anzusehen. Während nämlich sonst eine Ausnutzung von 94 Prozent des Getreidekorns bereits ein recht wenig brauchbares Brot liefert, gestattet das Großsche Verfahren das ganze Getreidekorn auszunutzen, wobei nur 1 Prozent an Schmutz und Schalen verloren geht. Aus den von einem Zentner Getreide demnach übrigbleibenden 99 Pfund werden nach dem Großschen Verfahren etwa 140 Pfund Brot erbacken, während bei dem üblichen Mahlprozeß aus einem Zentner Getreide bei 80 Prozent Ausmahlung nur 108 Pfund Brot erzielt werden. Die höhere Ausbeute beträgt also 32 Pfund Brot für jeden Zentner Getreide.

Gegen das Großsche Verfahren hat der Kriegsausschuß der Deutschen Müllerei kürzlich in einer Zuschrift an die Tagespresse Stellung genommen. Daß dieser Ausschuß zu einer wenig wohlwollenden Beurteilung gelangt, ist, da er für die eigene Sache spricht, zu verstehen. Seine Vorwürfe sind aber ungerechtfertigt. Durch eingehende, mit gründlichen Stoffwechselversuchen verbundene Untersuchungen haben die größten Autoritäten auf dem Gebiete der Ernährungsphysiologie, unter anderen Zuntz, Rubener und Neumann, die einwandfreie Beschaffenheit, vorzügliche Verdaulichkeit und den hohen Nährwert des „Growitt-Brots" festgestellt. Es ist mit Sicherheit erwiesen, daß das Eiweiß der Kleie im Gegensatz zu allen anderen Vollbrotarten hier wirklich bis auf einen geringen Rest verdaut wird und daß keine irgendwie nennenswerte Reizwirkung auf den Darm stattfindet. Von großer Wichtigkeit ist auch die stets gleichbleibende Güte des Brotes; sogar aus feuchtem, dumpfigem Getreide läßt sich unverändert gutes Brot erbacken, und die sonst so häufig vorkommenden Wasserstreifen fehlen bei dem Großschen Brot völlig.

Die Maschinenanlage läßt sich nicht nur für Groß-, sondern auch für Kleinbetriebe herstellen. Eine Bäckerei von mittlerer Größe würde sehr wohl ihre eigene Anlage haben können; sonst wäre zum Beispiel auch ein Zusammenschluß von zwei bis drei Bäckereien denkbar.

Zwei Gedichte.

Heidezauber. Von Eva v. Collani.

Nun, wo des Sommers Tage abwärts schreiten,
Wo schon Maria Silberfäden zieht,
Geht abschiedsbang er in die Einsamkeiten,
Wo weit im Purpurglanz die Heide blüht.

Dort kost er sich in ihre Blütenwogen,
Sieht wie im Ost der junge Tag erwacht,
Und wenn der Glanz zur Heide kommt gezogen,
Flammt sie um ihn in königlicher Pracht.

Den goldnen Tag sieht er vorüberwallen
Unwirklich klar — das weite Land ist nah —
Die Stunden gleiten wie durch heil'ge Hallen —
Und wie ein Wunder ist der Abend da!

Dann schaut er trunken in dies letzte Glühen,
Bis still versank der Sonne müder Lauf,
Und wie des Lichtes Blumen blaß verblühen,
Geht überm Hünengrab der Vollmond auf.

Den Sommer will er in sein Traumland tragen —
Der Heidewind singt leis von süßer Ruh'
Und raunt ihm flüsternd wunderholde Sagen
Vom Zauberreich des nächsten Tages zu.

Des Weibes Seele. Von Herma v. Skoda.

Des Weibes Seele ist ein Ton,
Den eine tiefe Sehnsucht schwellt
Nach einem gleichgestimmten Ton,
Und traumhaft, im Klangmeer des heißen Empfindens,
Im ew'gen Rätsel des Gebens und Findens,
Zu weichen Harmonien aufzugehn . . .
Und mitzutönen in jenem Sang,
Dem zuckend der Born des Lebens entsprang,
Der schattenbesiegend das All durchkreist,
Der machtvoll und stolz durch die Wipfel saust,
Und schluchzend und jauchzend die Welt durchbraust —
Und — Liebe heißt! . . .



Barbaren. Von Hans Schoenfeld.

Deutsche Nacht.

Madame und Mademoiselle waren noch da. In Ängsten und verzweifeltem Trotz sahen sie die ersten Deutschen in ihr Anwesen kommen, über das der Sturmlauf nach der Marne hinweggebraust war.

Ein Stab war ins Haus gelegt; der hatte auf den Abend des ersten Ruhetages die Herren des Bataillons zu einer Flasche Wein geladen. In der Küche saßen Mutter und Tochter. Sie hatten alle Gläser hergeben müssen. Natürlich. Wo Deutsche hinkommen, trinken sie; haben sie dann den Hals voll, so geht's weiter: demolieren und drangsalieren und gar noch massakrieren. Wie man's in den französischen Zeitungen seit vier Jahren schrieb. Gott erbarme sich unser!

Die Herren saßen im Speisezimmer; viel hörte man nicht von ihnen. Nur eine Geige und das Klavier, auf dem Mademoiselle noch jüngst vor den Offizieren ihrer Heimat die paar Paradestückchen heruntergespielt hatte, klangen unermüdlich in die stille Mondnacht.

Mademoiselle wurde sehr unruhig. Zu Bett mochte sie aus Angst nicht. Sie überwand ihren Stolz und fragte eine der ab und zu gehenden Ordonnanzen, was es drinnen gebe. Der Mann sprach leidlich Französisch: „Unsere Herren? Die sitzen ganz still um den Tisch und hören der Musik zu. Es gibt doch auch nichts Schöneres."

„Machen das Ihre Offiziere immer so?"

„Wenn sie lange gekämpft und immer nur die Granaten haben platzen, die Flieger surren hören, dann haben sie keinen Wunsch als den: Sind wir erst in Ruhe, dann spielen wir uns all die Todesnot und furchtbare Monotonie des Kriegsgedröhnes aus Kopf und Herz."

Mademoiselle ist ganz still und bleich geworden. Ihre Augen gehen ruhelos im Kreise umher, als rängen sie mit einem Entschluß. Dann erhebt sie sich und gleitet durch den Flur zum Zimmer, aus dem der süße Geigenton dringt. Nebenan ist der Speiseraum.

Nur zwei Kerzen brennen, so daß Geiger und Pianist eben die Notenblätter sehen können. Undeutlich ahnt man im flackernden Lichtschein die Umrisse des Nebengemachs. Madeleine steht ungesehen im dunklen Flur und starrt auf die Szene im Helldunkel, derweil ihre Sinne die zarten Töne der herrlichen, unbekannten Weise trinken. Im Helldunkel sieht sie die schweigsame Tischrunde, die nur halb geleerte Bowle. Sie unterscheidet die Einzelgestalten, die, in tiefes Sinnen verloren, in ihren Sesseln lehnen. Madeleine ist wie im Traume. Als eine Vision erscheinen ihr die stillen hingebenden Gesichter der zwei deutschen Hoboisten, die daheim gute Künstler sind und ganz in dem Doppelgefühl aufgehen: Diesen müden schönheitssehnsüchtigen Offizieren Köstliches zu geben und sich selber stets von neuem hingerissen zu fühlen vom Zauber Mozarts, Schuberts und Beethovens. Madeleines starre, glänzende Augen blicken weiter: sie sehen engverschlungen ein Freundespaar wortlos an der Wand lehnen — junge schöne Menschen mit dem Ausdruck tiefen Glückes, dankbaren Ruhens. Sie sehen den weißen Kopf des alten Truppenarztes, der mit gefalteten Händen vor sich hinschaut. Und da will unter der Macht dieser niegehörten, herrlichen Töne etwas wie ein Schluchzen in

dem verängstigten Mädchenherzen aufsteigen. Und während ihr Ohr sich mehr und mehr in die herrliche Süße deutscher Weisen verliert, zieht wie ein stummes Gebet des Dankes tröstend und beglückend in das Mädchenherz die Gewißheit: Gehe nur ruhig zu Bett, hier bist du behütet wie nirgends sonst. Und wie im Traum über das größte Erlebnis, das ihr der Krieg nach vier Jahren gebracht: Das also sind die Menschen, die Kinder morden und Mädchen schänden und schlimmer enden sollten als die Tiere auf dem Felde, wie man uns lehrte ... gleitet sie zur Küche zurück, sinkt der erschrockenen Mutter in den Schoß und schluchzt: „On leur a fait tort, maman. Ce ne sont pas de barbares. Écoute à leur musique, je t'en prie." Und zieht die Mutter mit sich.

Da stehen sie beide im Schatten und lauschen mit verhaltenem Atem und aufsteigenden Tränen dem wundersamen Spiel der zwei, bis tief aufatmend der Geiger mit dem letzten Bogenstrich die Fiedel sinken läßt, der Kommandeur sich stumm verneigt und die Herren mit festem Händedruck, die Augen in sich gekehrt, still umschnallen.

Von den Klängen der deutschen Musik werden sie in den Schlaf gewiegt: die zwei scheuen französischen Frauen und die jungen, müden Offiziere aus dem großen, fernen, sagenhaften Reich, das den Kampf gegen eine Welt aufgenommen hat und durchringen wird, so scheint's Madame und Mademoiselle: getragen von der Macht ihrer Töne — dem Geheimnis ihres Barbarentums.

Die Eule.

Des Abends, wenn die glühenden Farben verblaßt sind, und jene weiche Verträumtheit, jenes süße Gelöstsein, das den aufziehenden Mond ahnen läßt, die Welt umfängt, treten die Feldgrauen vor die Türen ihrer Dorfhäuser, paffen befriedigt und richten den Blick zum nahen, niederen Kirchturm. Dann weisen sie mit der Pfeife nach dem Glockenschalloch und schmunzeln: „Da sitzt sie."

Das ist die Eule des Dorfes. Abend für Abend taucht sie im sanften Zwielicht aus der dunklen Enge des Glockenturmes auf und füllt das leere Schalloch mit ihrer Gewichtigkeit. Sie reckt und dehnt sich, lüftet die Flügel, putzt sich ein wenig, neigt hierhin und dorthin den runden griesgrämigen Kopf und stößt ein kurzes schrilles Geschrei aus: den Jagdruf, der Maus und Ratte zu Neste fahren läßt. Dann streicht sie lautlos ab, und die feldgrauen Kolonnenfahrer sehen ihr bewundernd nach: „Ein schöner Vogel das." Und die paar Bewohner, die im bescheidenen Verdunoisdörfchen haben zurückbleiben dürfen, rufen sich über den Weg zu: „Die Eul'! Die hat's gut. Was weiß die vom Kriege. Aber sie lieben die Dorfeule. Sie ist das einzige Wesen, das sie noch mit dem Frieden und seinen verlorenen Süßigkeiten verbindet, und sie hängen mit abergläubischer Scheu an ihr: „Solange die Eule im Kirchturm haust, ist das Dorf behütet."

Darum schwebten 1914 die Dörfler in herzklopfender Angst, daß die Deutschen kurze Sache mit dem jagdlichen Vogel machen und ihre Schießkünste aus roher Lust an ihm versuchen würden. Jetzt machen sie sich keine Gedanken mehr darum, denn nie könnte die Eule besser behütet sein als eben durch die Deutschen, und das ist eines von den vielen vielen Dingen, die Frankreichs Leute im besetzten Gebiet sich merken werden ihr Leben lang.

Auch den Tag werden sie bei der Eintönigkeit ihres Kriegslebens nicht vergessen, als eine Ausnahme die Regel bestätigen zu wollen schien. Da war eine Truppe abgelöst worden. Die Leute waren vom langen Marsch in Hitze und Staub müde und verdrossen; hatten nur kurze Rast, denn sie sollten noch zur selben Nacht weiter ins Hintergelände marschieren. Nun lagen sie auf dem Kirchhofsplatz an den Gewehren und warteten auf den Abmarschbefehl. Man hörte Worte der Unzufriedenheit. Da war ein polnischer Hitzkopf, der schimpfte in einem fort. In der Gruppe sagten sie: „Ihm fehlt der Schnaps. Dann muß man ihn lassen."

Der Pole versicherte, es müßte ihm bis Tagesanbruch noch einer vor die Büchse. Die Umstehenden lachten. Da strich grade die große Eule über die Soldaten hin und mit schrillem Schrei, unbekümmert um die Menschen, in ihren Turmschlupf. Dies kam dem erbosten Feldgrauen eben recht. Sein Groll fand sein Ziel. Schon nahm er das Gewehr aus der Pyramide, lud mit einer von den scharfen Patronen, die der Soldat draußen stets zur Hand hat, und wollte sich schimpfend und gestikulierend trollen. Gleich wurden die Dörfler aufmerksam.

Es hatten da Kolonnenleute nebenbei gestanden, um ein Abendschwätzchen zu tun und noch was von vorn zu hören. Die sahen den Bramarbas herumfuchteln, und als er nun Ernst machen wollte, nahmen sie nicht zu schnell und nicht zu langsam die Pipen aus dem Munde, spuckten aus und bekamen den wilden Jäger zu fassen. „Also das gibt's nicht, Kamerad," sagten sie und hatten ohne besondere Aufregung mit ihren Kolonnenfäusten schon das Gewehr aus den fuchtelnden Händen gewunden und entladen. Kompagniekameraden mischten sich ein, es gab ein Für und Wider und lautes Hin und Her, derweil mit sieghaftem Schrei der Zankapfel, die Dorfeule, wieder vom Schalloch abstrich, hin über die Streitenden. Jetzt wußten die Franzosen hinter ihren Fensterläden, daß es um die Eule ging.

Da sagte ein bärtiger Kolonnenunteroffizier mit ruhigem Nachdruck: „Was gibt's da groß zu streiten. Hier geht's nicht um ein Dorfprivileg oder was jagdgerecht ist und nicht, oder die besondere Freude an so einem stolzen Raubvogel mit seinem Treiben: hier heißt's den Humor nicht verderben. Diese Eule ist unsere Feldgraue, ein Kamerad sozusagen. Den lieben langen Tag sitzt sie in ihrer düsteren Kule und muß warten, bis es dunkel wird und sie endlich raus kann und ran an den Feind. Dann ist sie die kurzen Stunden bis zum Morgengrauen rastlos tätig, bringt Gefangene ein, verpflegt sich und freut sich der schönen Nacht und Freiheit ihrer Glieder. Seht ihr, Kameraden, da hat man doch gleich ein ganz anderes Zugehörigkeitsgefühl, wenn man das Leben und Treiben eines Tieres unter dem Gesichtswinkel ansieht, und man würde sich doch nur selber eines spaßigen Nachtbruders und Kuleninsassen ohne Grund berauben. Es geht ohnehin genug drauf. Warum noch so ein netter Zeitvertreib? Also setz dich wieder, Kamerad, und trink einen Schnaps, auf meine Kosten!"

Da lachten die Umstehenden befriedigt, der Pole brummte und knurrte und der bärtige Volksschullehrer im Gewande eines feldgrauen Kolonnenführers lächelte zufrieden vor sich hin, und die alten Madams schlugen beruhigt die Läden zu.

Die Nacht ging unablässig ihren stillen Gang. Noch stand der volle Mond über dem todstillen Franzosendörfchen, dem längst entvölkerten Kirchplatz. Kühler strich die Morgenluft durch die weitoffenen Luken und Fenster all der Baracken, Ställe, Scheunen und Häuslein. Da fuhr mit sieghaftem Schrei, dreimal grell hinrufend über das schlafende Dorf, dicht hingaukelnd über Firste und Kamine die Eule zu Neste. Hier und da ward ein feldgrauer Schläfer munter, hörte in Halbschlaf und Traum hinein den vertrauten Ruf und warf sich zufrieden mit einem schlaftrunkenen „Unse Eul'" auf die andere Seite.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.